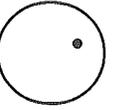


Gesellschaft für Volkskunde



in Schleswig-Holstein e.V.

TOP 35

TOP ist ein Mitteilungsheft der GVSH und berichtet über die Arbeit von Vorstand, Beirat, Arbeitskreisen und Mitgliedern. Alle mit Namen gezeichneten Beiträge von Mitarbeitern und Lesern sowie Anzeigen geben die Meinung der jeweiligen Autoren und nicht die Meinung der Redaktion oder der Gesellschaft wieder. Wir möchten alle, die sich mit volkskundlichen, kultur-, sozial- und alltagsgeschichtlichen Fragen beschäftigen, motivieren, von ihrer Arbeit zu berichten. Beiträge für TOP sind jederzeit willkommen. Auswahl und Kürzung behält sich die Redaktion vor. Manuskripte können in den Dateiformaten .doc oder .rtf eingereicht werden. Bilddateien bitte in den Formaten .jpg oder .tif senden. Die Auflösung von Fotografien und ähnlichen Abbildungen sollte mindestens 300 dpi betragen. Für Strichzeichnungen (z. B. Grundrisse) ist eine Auflösung von 600 dpi erforderlich. Bildvorlagen können aber auch bis zum Format DIN A 4 direkt an die Redaktion geschickt werden. Nach der Bearbeitung werden die Vorlagen zurückgesandt, wenn dies gewünscht wird.

CD-ROMs und Bildvorlagen bitte an:

Melanie Zühlke M.A., Alsenstraße 9, 23556 Lübeck, Tel. (0451) 2 09 41 97. Per E-Mail erreichen Dateien die Redaktion unter der Adresse redaktion@volkskunde-sh.de.

Redaktionsschluss für das nächste Heft ist der **31. Oktober 2008**

Titelbild: Tschako der Preußischen Kommunalpolizei aus dem Sammlungsbereich Polizeigeschichte im Volkskunde Museum Schleswig, Inventarnummer 2008VK7.

TOP 35/2008

Herausgeberin: Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Redaktion für dieses Heft: Renko Buß M. A., Dr. Nils Hansen, Guntram Turkowski M. A.,
Melanie Zühlke M. A.

Layout: Katja Nawroth

Geschäftsstelle der GVSH: Dr. Stefanie Janssen,
Heikendorfer Weg 86, 24248 Mönkeberg,
Tel. (04 31) 23 18 62, E-Mail: geschaeftsfuehrung@volkskunde-sh.de

Bankverbindung der GVSH: Sparkasse Mittelholstein AG Rendsburg

Konto Nr.: 13 796 (BLZ: 214 500 00)

ISSN 1860-2282

© 2008 Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V.

Editorial

Sehr geehrte Leserinnen und Leser,
liebe Mitglieder der GVSH,

nachdem wir in der letzten TOP einen Aufruf zur Teilnahme an unserer neuen Rubrik über vergessene Orte in Schleswig-Holstein und deren Geschichten veröffentlicht haben, können wir in dieser Ausgabe den ersten Beitrag präsentieren.

Als Inspiration diente die im Marburger Jonas-Verlag 2003 veröffentlichte Anthologie „Hessen vergessen – Orte ohne Erinnerung“, die von Martin M. Schwarz und Ulrich Sonnenschein herausgegeben wurde. Warum nicht nach vergessenen Orten in Schleswig-Holstein fragen und daraus eine Reihe in der TOP starten, so die Idee. Vorstand und Beirat der GVSH haben sich auf den Titel „Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein“ geeinigt und hoffen nun auf rege Beteiligung.

Thomas Winkelmann

Inhaltsverzeichnis

Editorial	3
Aufsätze	
<i>Beate Borkowski</i> , Weiblichkeitsideale und Frauenberufsbildung im wilhelminischen Kiel.....	6
<i>Thomas Winkelmann</i> , Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein. Der Parkplatz am Kieler Schlossgarten.....	30
Berichte und Mitteilungen	
<i>Matthias Bunzel</i> , Der Sammlungsbereich Polizeigeschichte im Volkskunde Museum Schleswig	34
Am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel abgeschlossene Examensarbeiten 2006-2007.....	46
<i>Alexander Eggert</i> , Auf den Hund gekommen – eine Ausstellung zum Dackel im Kreismuseum Prinzesshof in Itzehoe.....	47
<i>Thomas Winkelmann</i> , GVSH-Kassenbericht. Abrechnung für das Geschäftsjahr 2007	52
Buchbesprechungen	53

Weiblichkeitsideale und Frauenberufsbildung im wilhelminischen Kiel¹

Beate Borkowski

War die weibliche Erwerbstätigkeit Mitte des 19. Jahrhunderts für bürgerliche Frauen noch verpönt und mit ihrem Rollenbild nicht vereinbar, so dominiert in der gesellschaftlichen Diskussion heute mehr die Frage nach der Vereinbarkeit von Beruf und Familie sowie nach gleichen beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten von Frauen und Männern. Eine Berufsausbildung von Frauen wird grundsätzlich vorausgesetzt. Erstaunlich ist, dass trotz guter Schulabschlüsse², „girls-day“³ und grundgesetzlicher Regelung (Artikel 12: Recht auf freie Wahl des Berufs, des Arbeitsplatzes und der Ausbildungsstätte) die Bereiche Gesundheit und Soziales mehrheitlich in weiblicher, das technische Arbeitsfeld mehr in männlicher Hand liegen.⁴

Welche Schritte führten Ende des 19. Jahrhunderts zu einem veränderten weiblichen Rollenbild, zum „Recht auf Erwerb“, für das die bürgerliche Frauenbewegung kämpfte – ein Recht, das mit der Forderung nach einer qualifizierten Ausbildung eng verknüpft ist? Liegen hier die Wurzeln des geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkts?

Die Entwicklung wird anhand von Bildungseinrichtungen für Mädchen und junge Frauen in Kiel zwischen 1871 und 1918 dargelegt. Diese wurden zu gesellschaftlich anerkannten Räumen für Frauen. Sie sind geeignet, gesellschaftliche Werte und ihren Wandel hinsichtlich der Stellung der Frau, ob Bürgerliche oder Arbeiterin, zu erkennen.

Zwei grundlegende Werke erhellen die Thematik: Die organisatorischen Anfänge der bürgerlichen Frauenbewegung beschreibt Margrit Twellmann in ihrem Werk

1 Bei dem vorliegenden Text handelt es sich um die bearbeitete Fassung eines Vortrags, den die Autorin 2007 im Kieler Stadtmuseum Warleberger Hof gehalten hat. Der Vortragstext basiert auf der Magisterarbeit „Emanzipation oder gesellschaftliches Erfordernis? Ansätze zur Berufsbildung von Frauen während der Kaiserzeit in Kiel“. Kiel 1994.

2 Vgl. Gottschall 1995, S. 85.

3 „Girls-day“ ist ein alljährlich im April in Deutschland und einigen europäischen Ländern stattfindender Aktionstag, bei dem Schülerinnen die Möglichkeit gegeben wird, in naturwissenschaftliche, technische und handwerkliche und auch berufliche Führungspositionen Einblick zu nehmen.

4 Vgl. zum Beispiel Statistische Berichte. Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein, Stand Juli 2007, S. 13. Tab. 7.

„Die Deutsche Frauenbewegung. Ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843-1889“.⁵ Zeitlich schließt sich die Arbeit von Barbara Greven-Aschoff⁶ an, die die strukturellen und sozialpolitischen Bedingungen untersucht, unter denen sich das von der bürgerlichen Frauenbewegung angestrebte Emanzipationsideal entwickelte. Zu heutigen Einflussnahmen auf weibliche Berufskarrieren gibt es eine Vielzahl von Arbeiten. Verwiesen sei insbesondere auf Ursula Rettkes Studie „Berufswünsche von Mädchen unter dem Diktat des Arbeitsmarktes. Die schrittweise Verweiblichung der Bildungs- und Berufsbiographien von Hauptschülerinnen“, erschienen in Andrea D. Bührmann; Angelika Diezinger; Sigrid Metz-Göckel, Arbeit – Sozialisation – Sexualität. 2. Aufl. Wiesbaden 2007.

Ausgehend von der Sozialstruktur der Kieler Gesellschaft in wilhelminischer Zeit und der Rollenerwartung an eine Frau, ist zu erörtern, inwieweit sich die im Deutschen Reich diskutierte „Frauenfrage“ in Kiel stellte. Vorweggenommen beinhaltet das die Forderung bürgerlicher Frauen nach Anteilnahme am öffentlichen Leben und nach standesgemäßer Erwerbsarbeit.

Ausgewählt wurden stark frequentierte Bildungseinrichtungen, die sich – bis auf eine Ausnahme – zu festen Institutionen herausbildeten. Im Mittelpunkt stehen Einrichtungen, die sich in Trägerschaft der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde befanden. Diese aus bürgerlichen Mitgliedern bestehende Gesellschaft kümmerte sich seit ihrer Gründung 1793 um die Belange der weniger bemittelten Kreise in der Stadt.⁷ Von Interesse ist, aus welcher Motivation heraus die jeweiligen Schulträger Mädchen und Frauen ausbildeten und was sich die Schülerinnen von den Bildungsmöglichkeiten versprachen. Bedeuteten diese Fortbildungsmöglichkeiten für Frauen einen Schritt hin zur weiblichen Emanzipation?

Mit der Einführung der obligatorischen Fortbildungsschulpflicht für kaufmännische weibliche Angestellte 1914 in Kiel war eine wichtige Etappe zur institutionellen Berufsausbildung von Mädchen bzw. jungen Frauen erreicht.

Die Sozialstruktur der Kieler Gesellschaft

Die Kieler Gesellschaft war zwischen 1871 und 1914 hierarchisch strukturiert. Als Vorbild und Wertemaßstab galt das Verhalten des Kaiserhauses und des Militärs. Die Marine beherrschte das Stadtbild und bestimmte die Rangordnung innerhalb der Gesellschaft. Auf dieser Werteskala nahm das Bürgertum einen der unteren Plätze ein,

5 Vgl. Twellmann 1968 und 1972.

6 Vgl. Greven-Aschoff 1991.

7 Auch die Sozialdemokratische Partei setzte sich für die Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen von Frauen ein; anhand der vorhandenen Quellen ist aber nicht erkennbar, ob sie konkrete Maßnahmen für die berufliche Bildung der Frauen initiierte.

denn bürgerliche Bildung zählte nicht zu den positiven Kriterien für einen gesellschaftlichen Aufstieg.⁸

In Magistrat und Stadtverordnetenversammlung dominierten Kaufleute, Industrielle und Fabrikanten, am wenigsten Einfluss hatten Lehrer. Vor ihnen rangierten die Handwerker, Ärzte und Juristen. Die Arbeiterschicht war 1907 mit 72 % die größte Gesellschaftsgruppe⁹ und beunruhigte die politisch Handelnden in Kiel. Aus Furcht vor Umsturzversuchen der Sozialdemokratie änderten Magistrat und Stadtverordnetenversammlung bereits 1892 die Wahlrechtsbestimmungen¹⁰ und verhinderten so deren Einzug in das Stadtkollegium. Frauen waren politisch rechtlos.¹¹ Abgesehen vom fehlenden Stimmrecht, war ihnen aufgrund des Preußischen Vereinsgesetzes von 1850 die Teilnahme an politischen Veranstaltungen bis 1908 untersagt.

Das bürgerliche Ideal

Eine festgelegte Rollenverteilung zwischen Mann und Frau prägte das Bild der bürgerlichen Familie.¹² Dem Mann war als Familienoberhaupt und alleinigem Ernährer die öffentliche Sphäre vorbehalten, der Frau als Verantwortliche für alle im Haus anfallenden Arbeiten der private Bereich zugeteilt. Diesem Ideal entsprechend hatte die Frau vielfältige Repräsentationspflichten, mit denen sie dem beruflichen und sozialen Status ihres Mannes Ausdruck verlieh.

Für die bürgerliche Frau galt, dass sie, trotz der Belastung, die der gesellschaftliche Zwang zur Repräsentation mit sich brachte, den Anschein „demonstrativen Müßiggangs“¹³ zu wahren hatte. Arbeit sowohl im eigenen Haushalt als auch die außerhäusliche Erwerbsarbeit war für sie nicht standesgemäß und hätte ihren und ihres Mannes gesellschaftlichen Status gefährdet. Eine Erwerbstätigkeit schien für bürgerliche Frauen nicht notwendig zu sein, schließlich sollte ihre Aussteuer ihren gesamten Bedarf an allen zum Haushalt gehörenden Gegenständen decken und sie somit von allen Anschaffungssorgen befreit sein.¹⁴

Neben der Verantwortung für den Haushalt hatte die erste Sorge dem Wohl des Mannes und der Erziehung ihrer Kinder zu gelten. Philipp von Nathusius, ein christlich-konservativer Professor der Theologie, äußerte sich 1887 dazu folgendermaßen:

8 Vgl. Wulf 1991, S. 245.

9 Der Reichsdurchschnitt lag bei 52 %.

10 Vgl. Fuß 1906, S. 65.

11 Vgl. Verwaltungsberichte der Stadt Kiel 1906-1911, Kiel 1912, S. 455.

12 Vgl. Weber-Kellermann 1982, S. 115.

13 Meyer 1987, S. 175.

14 Vgl. Weber-Kellermann 1982, S. 114.

„Die wichtigste aller Frauenarbeiten, auch volkswirtschaftlich, ist, der großen Gesellschaft täglich einen an Leib und Seele erquickten Mann zu schenken und ihr mit jeder Generation wohlgediehene und wohlherzogene Kinder zu schenken.“¹⁵

Das Herrscherhaus, als Vorbild für die hierarchische Familienstruktur, war beliebt bei den Deutschen, die in steigendem Wohlstand lebten und „stolz auf die erreichte staatliche Einheit und die außenpolitische Bedeutung des Reiches“¹⁶ waren. In bürgerlichen Kreisen Kiels war die emotionale Verbundenheit zur kaiserlichen Familie besonders groß.¹⁷ Kaiser Wilhelm II. war ein häufiger¹⁸ und wohl auch willkommener Gast in der Stadt. Einmal im Jahr lenkte er Kiel in den Mittelpunkt des Weltinteresses, wenn er anlässlich der Kieler Woche selbst an Regatten teilnahm oder hier fremde Herrscher bewirtete.

Entsprechend den Vorlieben Kaiser Wilhelms II. für alles Militärische, bestimmte die Marine das öffentliche und gesellige Leben in Kiel. Militärische Werte und Ehrbegriffe waren die Maßstäbe gesellschaftlich anerkannten Verhaltens. Entsprechend wuchsen Kinder in die hierarchisch aufgebaute Gesellschaft hinein.¹⁹

Mädchen aus bürgerlicher Familie besuchten im Idealfall bis zu ihrer Konfirmation, ihrem 14. Lebensjahr, höhere Töchterschulen und nahmen Privatunterricht. Anschließend verbrachten sie zwei Jahre in einem Pensionat bzw. in einer Familie (vielfach in Pfarrhaushalten), wo sie die Pflichten einübten, die von ihr in einem eigenen Haushalt erwartet wurden. Dann begann für die jungen Frauen die Suche nach einem standesgemäßen Bräutigam.²⁰ Eine weiterführende Schulbildung gehörte nicht in die Lebensplanung.

Arbeiterinnen lebten unter anderen Bedingungen als bürgerliche Frauen. An Erwerbsarbeit von Kindesbeinen an gewöhnt, hatten sie keine andere Wahl, als das Familieneinkommen mitzuerwirtschaften. Allerdings führte ihr Bestreben, das bürgerliche Ideal auch für sich zu verwirklichen²¹, dazu, dass die proletarische Frau mehrfach belastet war: durch Hausarbeit, Kinder und Erwerbsarbeit.

15 Philipp von Nathusius, Zur Frauenfrage. Halle 1887, S. 56f., zit. nach Twellmann 1968, S. 58.

16 Jensen 1978, S. 89.

17 Vgl. Jensen 1978, S. 89-96.

18 Wilhelm II. soll zwischen 1888 und 1896 dreißig Mal in Kiel gewesen sein. Vgl. Jensen 1978, S. 93.

19 Vgl. Peters 1984, S. 29-30.

20 Vgl. Peters 1984, S. 32.

21 Vgl. Niggemann 1988, S. 246.

Erwerbsarbeit von Frauen in Kiel

Lag der Großteil der Beschäftigungsmöglichkeiten bis Ende des 19. Jahrhunderts im Dienstbotenbereich²², so sank die Nachfrage nach Stellen im Haushalt spürbar um die Jahrhundertwende.²³ In Berichten des Allgemeinen Arbeitsnachweises²⁴ von 1903/04 wurde daher anklagend festgestellt, dass Eltern ihre Töchter lieber etwas lernen lassen wollten, als sie in „Stellung“ zu schicken. Die jungen Frauen bevorzugten die neuen Berufe wie den der Kontoristin oder Verkäuferin.²⁵ Auch in den „untypisch weiblichen“ Bereichen, im Industrie- und Baugewerbe, Handel und Verkehr und in der Land- und Forstwirtschaft, boten sich alternative Arbeitsmöglichkeiten.²⁶

Für bürgerliche Frauen, von denen viele aus wirtschaftlicher Not heraus gezwungen waren, erwerbstätig zu sein,²⁷ kamen die im Zuge des wirtschaftlichen Aufschwungs neu entstandenen Arbeitsbereiche nicht in Betracht. Die Frauen strebten nach höheren Berufen, wie Helene Lange, eine Vorkämpferin der bürgerlichen Frauenbewegung, 1914 feststellte.²⁸ Die bürgerliche Frauenbewegung kämpfte für die Verbesserung der Lage nicht verheirateter, bürgerlicher Frauen, von denen viele in die wenigen ihnen offen stehenden Berufe – besonders dem der Lehrerin²⁹ – drängten. Die „Frauenfrage“ wurde in Deutschland zum viel diskutierten Thema.

Die „Frauenfrage“

Im Laufe des 19. Jahrhunderts stieg allmählich die gesellschaftliche Akzeptanz der außerhäuslichen Tätigkeit bürgerlicher Frauen, zumindest in der Zeit zwischen Konfirmation und Verheiratung. Für Ulla Wischermann³⁰ ist das eine Folge der wirt-

22 Vgl. Hansen 1882, S. 513.

23 Vgl. Bejchowetz-Iserhoht 1984, S. 36.

24 Die „Allgemeine Arbeitsnachweisstelle für Kiel und Umgebung“ wurde 1895 von der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde gegründet. Vgl. Graber 1953, S. 520.

25 Vgl. Jahresbericht der Arbeitsnachweisstelle 1903/04, S. 10.

26 Statistisches Jahrbuch 1912, S. 18. Kai Detlev Sievers 1991, S. 91, nennt als Arbeitsmöglichkeiten für Frauen die Bereiche Industrie, Handel, Verkehr, häusliche Dienste, Verkäuferin, Kellnerin und Nähmädchen. Zu Fabrikarbeiterinnen vgl. Tillmann 1993.

27 Wischermann 1985, S. 201 schreibt, dass das „untere und mittlere Bürgertum [...] mit gravierenden wirtschaftlichen und sozialen Bedrohungen konfrontiert“ war, was möglicherweise dazu beitrug, die Rolle der Frau in der Gesellschaft zu überdenken und die „Notwendigkeit, Frauen für bestimmte [...] Berufsfelder zu rekrutieren“ einzusehen.

28 Vgl. Lange 1914, S. 11 und Braun 1979, S. 118.

29 In Kiel gab es zur Kaiserzeit keine staatliche Ausbildungsanstalt für Lehrerinnen.

30 Vgl. Wischermann 1985, S. 201.

schaftlichen Nöte des unteren und mittleren Bürgertums. Aber die Zeitspanne bis zur Verheichelung verlängerte sich aufgrund der längeren Ausbildungszeiten der Männer im Zuge der industriellen Umstrukturierung. Infolge einer zudem registrierten zunehmenden Heiratsunwilligkeit der Männer, erhöhte sich die Anzahl unverheirateter und damit unversorgter Frauen – ein gesellschaftliches Problem entstand.³¹

Es gab auch verheiratete Frauen, die sich zu Hause langweilten und nach einer für die Gesellschaft nützlichen Beschäftigung suchten. Ein Zitat von Lily Braun [1901] beschreibt diese Situation:

„Die unbeschäftigten Gattinnen und Mütter haben die Wahl, ihre Zeit mit Vergnügungen totzuschlagen oder sie mit nützlicher Thätigkeit auszufüllen. Die besten unter ihnen suchen nach Arbeit ...“³²

Für Helene Lange lag die Ursache der „Frauenfrage“ in der Verlagerung traditionell weiblicher Funktionsbereiche (wie Spinnen, Weben, Sticken und Backen) vom Haus in den öffentlichen Arbeitsmarkt. Mit der Übernahme der Erziehungsfunktion durch öffentliche Schulen sei zudem Frauenarbeitskraft für den Aufbau der Großindustrie frei geworden³³.

Auch Marianne Steffenhagen, Gründerin des Kieler Frauenbildungsvereins, hatte sich intensiv mit der Frauenfrage auseinandergesetzt. Wesentlich war ihre Feststellung, dass die „Frauenfrage“ nicht allein eine „Brotfrage“, sondern vielmehr eine „Arbeitsfrage“³⁴ sei, die sich nicht durch vermehrte Eheschließungen lösen lasse. Auch sie stellte ein verändertes Heiratsverhalten fest: in den Oberschichten würde weniger, in den Unterschichten verhältnismäßig mehr und in früherem Alter geheiratet. Daher bestehe die Gefahr, dass das Proletariat und damit die Not gewaltig wachsen würden. Eine Versorgungsehe könne auf Dauer keine Lösung mehr sein. Ehen müssten auf Liebe basieren, und unglückliche Familien seien gesamtgesellschaftlich gesehen schädlich.

Die Forderung bürgerlicher Frauen nach einem „Recht auf Erwerb“ ließ sich in dem sich vor sozialen (Arbeiter-)Unruhen fürchtenden Staat in Bahnen lenken. Die Kenntnisse einer Frau, ihre „natürliche“ Veranlagung der Fürsorge für ihre Familie, so die allgemeine Auffassung, ließ sich für öffentliche Zwecke zum Wohle der Untertanen instrumentalisieren. Ein Lösungsansatz zur „Frauenfrage“ wurde das Prinzip der „geistigen Mütterlichkeit“, auf das im Folgenden näher eingegangen wird.

31 Vgl. Braun 1979, S. 157-174; vgl. Lange 1914, S. 15f.; vgl. Twellmann 1968; vgl. Greven-Aschoff 1991, S. 47.

32 Braun 1979, S. 170.

33 Vgl. Lange 1914, S. 9-10.

34 Steffenhagen 1898, S. 9. Gemeint ist, dass es den Frauen um eine sie ausfüllende, nützliche und standesgemäße Aufgabe ging.

„Prinzip der geistigen Mütterlichkeit“

Der 1894 gegründete Dachverband der bürgerlichen Frauenbewegung, der „Bund der deutschen Frauenbewegung“, propagierte unter maßgeblicher Führung von Helene Lange das „Mütterlichkeitsprinzip“³⁵ als Emanzipationsideal und Lösung zur Frauenfrage. Gesellschaftskritisch postulierten die „Verfechterinnen der Mütterlichkeit“, dass Männer und Frauen unterschiedliche, aber gleichwertige Kulturaufgaben hätten, die sich ergänzten. Abgeleitet von der leiblichen Mutterschaft sprachen sie Frauen die Fähigkeit zu, die „auflösenden und zersetzenden Folgen der Industrialisierung immer weiterer Lebensbereiche“³⁶ aufzufangen, indem sie zur sittlichen Erneuerung und zu einer humaneren Gesellschaft ihren Beitrag leisteten.

In der Einengung auf einen spezifisch weiblichen Wirkungsbereich entwickelten sich die Wurzeln eines bis heute bestehenden geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkts. Sie war eine Abkehr von den bisherigen Forderungen der bürgerlichen Frauenbewegung, die vom Allgemeinen Deutschen Frauenverein 1865 (ADF) vertreten worden waren: die Beseitigung aller Hindernisse, die einer uneingeschränkten Erwerbsarbeit und Bildung von Frauen im Wege standen.³⁷ Sowohl der ADF als auch der „Verein zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts“ (1866), der spätere „Lette-Verein“, können hier, als Schrittmacher zur gesellschaftlich anerkannten Berufsbildung von Frauen, nur genannt werden. Die Errungenschaften des Lette-Vereins, bürgerlichen Frauen handwerkliche Berufsfelder³⁸ zu erschließen, gingen verloren, als die bürgerliche Frauenbewegung ihren oben genannten Kulturauftrag entdeckte, indem sie „typisch weibliche“ Berufsfelder einforderte.

Die Suche bürgerlicher Frauen nach einer sinnvollen Beschäftigung ließ sich zur Stabilisierung des sich aufgrund vielfältiger Differenzierungsprozesse im Wandel befindlichen Staates kanalisieren: Die öffentliche Fürsorge, die Armen- und Krankenpflege, das waren die Bereiche, die der „weiblichen Natur“ zu entsprechen und zum Abbau sozialer Spannungen bzw. zu einer Versöhnung zwischen den Klassen geeignet schienen. Dieses Ansinnen gab es auch in Kiel, denn das schnelle Wachstum der Stadt – wirtschaftlich und demographisch – brachte soziale Probleme mit sich. Die Furcht vor Arbeiterunruhen – die wirtschaftliche Abhängigkeit von Marine und Werften führte vielfach zur Arbeitslosigkeit – und vor Umsturzversuchen der Sozialdemokratie war groß.

35 Zum Begriff der „geistigen Mütterlichkeit“ vgl. Wischermann 1985, S. 191.

36 Sachße 1986, S. 114-115.

37 Vgl. Peters 1984, S. 46; vgl. Sachße, Tennstedt 1991, S. 435.

38 Bis 1877 bildete der Lette-Verein bürgerliche Frauen in vereinseigenen Lehrwerkstätten zu Buchbinderinnen, Schriftsetzerinnen und Fotografinnen aus.

Der Verknüpfung der „Frauenfrage“ mit der „sozialen Frage“ wurde hier insofern Rechnung getragen, als Frauen in der Krankenpflege eine aus bürgerlicher Sicht sinnvolle Dienstleistung zum Wohle ihres „Vaterlandes“ erbringen konnten: als vorbildhafte Pflegerinnen und als Vermittlerinnen bürgerlicher Tugenden zur Versöhnung der Klassen.

Das Anschar Schwestern- und Krankenhaus in Kiel

Mit der Ausbildung zu Krankenschwestern im Kieler Anschar Schwestern- und Krankenhaus bot sich unverheirateten Frauen ein „nützliches“ Arbeitsfeld an. Der Vaterländische Frauenverein gründete das Haus an der Annenstraße 1873 mit dem Ziel, für Kriegsfälle die Verwundetenversorgung gewährleisten zu können. Ebenso spielten die Verhinderung von Seuchen und die Versorgung von Unfallopfern in Friedenszeiten eine Rolle.³⁹

Das staatliche Interesse an dem Krankenhaus lag sowohl im Spannungsabbau zwischen den sozialen Schichten als auch an der Erhaltung der Arbeitsfähigkeit der unteren Schichten, was durch seine finanzielle Förderung (16.700 Mark im Jahr 1875 für einen Erweiterungsbau)⁴⁰ deutlich wurde.

Eingerichtet für evangelische Frauen zwischen 20 und 40 Jahren, wurde die Ausbildungsstätte – in Anlehnung an konfessionelle Mutterhäuser – zunächst unter dem Namen „Mutterhaus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen“ eröffnet. 1874 um eine Kinderkrankestation erweitert⁴¹, erhielt die Einrichtung nach einigen Ausbaumaßnahmen 1890 die Bezeichnung „Anschar Schwestern- und Krankenhaus in Kiel“.⁴²

Die Organisation des Anscharhauses lehnte sich zwar in ihrem Aufbau an das Mutterhaus-System der Diakonissenanstalten an, es gab aber Unterschiede: Eine Oberin in einer Diakonissenanstalt bestimmte selbstverantwortlich den Einsatz der Schwesternschaft – was zu Kompetenzstreitigkeiten mit Ärzten führte⁴³; eine Oberin am Anschar Schwestern- und Krankenhaus hingegen hatte stets den leitenden Arzt zu fragen. Dennoch war mit dem Beruf der Oberin eine verantwortungsvolle, die Position der Frau stärkende Institution geschaffen worden.

Die Gemeinsamkeit beider Mutterhäuser bestand darin, dass sie ihren Krankenschwestern eine „Heimat“ sein sollten, in der ihnen die „mütterliche“ Oberin zur

39 Vgl. Bischoff 1992, S. 74.

40 Vgl. Rendtorff 1910, S. 3.

41 Vgl. Zweiter Rechenschaftsbericht 1875, S. 4.

42 Vgl. Kiels Einrichtungen für Gesundheitspflege und Unterricht, 1896, S. 176; vgl. 18. Rechenschaftsbericht 1891, S. 3.

43 Zum von den Ärzten verlangten Gehorsamsgebot vgl. Jacobsohn 1899, S. 193.

Seite stünde. Diese Strukturen kannten die Schwestern, wie sie genannt wurden, von ihren Familien, wo sie zur „weiblichen Rolle“ der gehorsamen und untergeordneten Haltung sozialisiert wurden.

Unterschiede gab es in der religiösen Bindung der beiden Schwesternschaften, die im diakonischen Mutterhaus sehr viel stärker war als im Anscharhaus. Im Rechenschaftsbericht von 1895 heißt es dazu, dass das Bekenntnis zum evangelischen Glauben im Anschar Schwestern- und Krankenhaus zwar verlangt wurde, aber lediglich, um Streit aufgrund verschiedener Glaubensrichtungen unter den Schwestern zu vermeiden.⁴⁵

Nach den Statuten von 1896 verlangten die Ärzte vom Pflegepersonal im Anscharhaus unbedingten Gehorsam, um einen ordnungsgemäßen Krankenhausbetrieb gewährleisten zu können. Den Ärzten ging es um die Sicherstellung jederzeit verfügbarer Hilfskräfte, die ohne Einschränkung allen ihren Anweisungen folgten und sich nicht anmaßen, ihre Kompetenzen zu überschreiten in dem Glauben, dass auch sie etwas von Krankenheilung verstünden. Unterordnung und Selbstverleugnung waren somit auch die wichtigsten Gebote für eine Schwester. Wie ein Soldat ungefragt seine Befehle ausführe, weil er das Ganze nicht überblicken könne, so habe die Schwester folgsam ihre Pflege zu verrichten. So steht es in den „Blättern für Krankenpflege“ von 1908.⁴⁶ Nach Claudia Bischoff hatte die verlangte Unterordnung den Sinn, Ärzte von der Pflegetätigkeit zu entlasten, so dass sie die gewonnene Zeit für ihre medizinischen Forschungen nutzen konnten:

„Die wissenschaftlich ausgebildeten Ärzte konnten ihre wertvollen Talente und ihre teure Ausbildung nicht mehr am Krankenbett vergeuden; der Arzt ... diagnostizierte, er verschrieb, er eilte weiter.“⁴⁷

Bei dieser Arbeitsteilung übernahmen die Pflegerinnen den emotionalen Part. Sie kümmerten sich um die Sorgen und Nöte der Patienten und Patientinnen und machten ihnen die ärztlichen Anordnungen verständlich.

Die genaue Herkunft der Frauen, die ihre Ausbildung im Anschar Schwestern- und Krankenhaus absolvierten, lässt sich nicht feststellen. Wenige Hinweise geben die 1908 eingereichten Lebensläufe der acht Prüfungskandidatinnen.⁴⁸ Mit einer Ausnahme waren alle bürgerlicher Herkunft. Sie hatten höhere Töcherschulen besucht und/oder Privatunterricht erhalten. Ihre Väter waren, soweit sie Angaben

44 Vgl. Satzungen 1896, § 2, S. 5.

45 Vgl. 22. Rechenschafts-Bericht 1895, S. 5.

46 Vgl. Bischoff 1992, S. 99 und Fritschi 1989, S. 163-169.

47 Ehrenreich u.a. 1975, S. 48, zitiert nach Bischoff 1992, S. 99.

48 Vgl. LAS Abt. 309 Nr. 37326 und 37327.

darüber machten, von Beruf Staatsanwaltschaftssekretär, Versicherungsbeamter, Kaufmann, Amtsbaumeister, Bauaufseher und Pastor.

Über den Unterrichtsverlauf gibt es wenige Quellen. Im Statutenentwurf zum Mutterhaus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen (§ 37) heißt es beispielsweise zusammenfassend:

„Der praktische Unterricht besteht in der Anleitung und Uebung aller am Krankenbett vorkommenden Dienstleistungen, in der Besorgung der Krankenkost und der im Krankendienst vorkommenden häuslichen Verrichtungen.“⁴⁹

Die Vergütung der Krankenschwestern bestand in freier Wohnung, Beköstigung, Dienstkleidung und Reinigung der Wäsche und einem nach Zugehörigkeitszeiten gestaffelten Taschengeld zwischen 18 und 25 Mark.

Die Satzung des Anschar Schwestern- und Krankenhauses von 1896 bestimmte in § 2 den Zweck der Ausbildung:

„Jungfrauen und Frauen evangelischen Bekenntnisses, welche sich aus *innerm Antrieb* diesem Lebensberufe widmen wollen, zu tüchtigen Krankenpflegerinnen auszubilden ...“

Nicht der Lohn war also ausschlaggebend für die Berufswahl, sondern der „innere Antrieb“, nützlich Glied der Gesellschaft zu sein. Deshalb ist es denkbar, dass sich hauptsächlich Frauen aus bürgerlichen Kreisen im Anschar Schwestern- und Krankenhaus haben ausbilden lassen. Sie waren eher in der Lage, die verlangte Kautions über 300 Mark zu hinterlegen als Arbeiterinnen.⁵⁰

Die bürgerliche Frauenbewegung kritisierte die Arbeitsbedingungen von Krankenpflegerinnen allgemein. Sie seien schlechter gestellt als Dienstmädchen, da sie für noch weniger Lohn als diese rund um die Uhr zur Verfügung stehen müssten. Das läge an der Auffassung der betreffenden Frauen, die ihren Dienst nicht um des Gelderwerbs, sondern „um des inneren Lohnes willen“ zu leisten hätten. Die Ideologie von der „Liebestätigkeit“, dem Dienst am Vaterland, sei in ihnen fest verankert.⁵¹

Inwieweit diese Einschätzung auch auf die Schwestern des Anschar Schwestern- und Krankenhauses zutrifft, ob sie sich tatsächlich in der ihnen zugedachten

49 Statut für das Mutterhaus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen in Kiel. Entwurf, § 37.

50 1907 entsprach das etwa der Höhe von drei durchschnittlichen monatlichen Facharbeiterlöhnen. Vgl. Beiträge zur historischen Statistik 1967, S. 192. Die Summe wurde verzinst angelegt und beim regulären Austritt aus der Schwesternschaft, frühestens nach drei Jahren, zurückgezahlt. [Was genau mit der Kautions beabsichtigt worden war, geht aus den mir vorliegenden Quellen nicht hervor, B.B.]

51 Vgl. Handbuch der Frauenbewegung 1902, S. 295.52

Rolle und Aufgabe wohlfühlten, sei dahingestellt. Die vielen in den jährlichen Rechenschaftsberichten beklagten Austritte jedenfalls zeigen, dass nicht alle Schwestern mit den Arbeitsbedingungen zufrieden waren. Neben der Unfähigkeit zur Bewältigung der Aufgaben aufgrund schlechter gesundheitlicher Konstitution wurde die Beendigung des Vertrages mit dem Widersetzen gegen Anordnungen begründet.⁵²

Zusammenfassend lässt sich zum Krankenpflegeberuf feststellen, dass dieser nicht als ein für Frauen geeigneter Bereich erkämpft werden musste – er wurde ihnen geradezu angetragen. Insbesondere bürgerlichen Frauen wurde diese Arbeit als ehrenvoll vermittelt, geeignet nur für die Besten. In der Pfl egetätigkeit sei lediglich eine Erweiterung ihrer Pflichten als Hausfrau und Mutter zu sehen: Wie als Vermittlerin in der Familie zwischen Mann und Kindern, war ihre Aufgabe, im Krankenhaus zwischen Arzt, Patienten und Patientinnen zu vermitteln. Dabei hatten sie stets die Position des Arztes zu stärken und die Klagen der PatientInnen an den Arzt weiterzuleiten. Die Pflegekräfte im Anstalt Schwestern- und Krankenhaus verbrachten dementsprechend mehr Zeit bei den Patienten und Patientinnen als der Arzt. Die Ausübung des Krankenschwesternberufes setzte eine in sich abgeschlossene Berufsausbildung mit einem festen Berufsbild voraus.

Anders war das bei der „Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen“. Ohne ein festes Berufsbild anzustreben, leistete die Schule insofern einen Beitrag zur Lösung der „Frauenfrage“, als sie jungen Frauen schwerpunktmäßig Fertigkeiten zur Nutzung im eigenen Haushalt, aber auch zur eigenen Existenzsicherung vermittelte.

Die „Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen“

In der Kieler Bevölkerung war in den 1870er Jahren die Haltung, dass die Ausbildung von jungen Frauen mit der Konfirmation beendet sei, noch weit verbreitet. Um ein Umdenken zu bewirken und weil das wirtschaftlich aufstrebende Kiel qualifizierte Frauen in Handel und Gewerbe brauchte, richtete die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde 1877 die Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen ein. Damit griff sie die zu dieser Zeit deutschlandweit zunehmende Tendenz zur kaufmännischen Ausbildung von Frauen auf.⁵³

Der Unterricht in der Fortbildungsschule für konfirmierte Mädchen begann 1877 im Gesellschaftshaus in der Schuhmacherstraße. Seit 1879 führte sie den Namen „Frauengewerbeschule“ und bezog am 27. Juni 1884 einen Neubau in der Fährstraße,

52 Vgl. beispielhaft den 15., 16. und 18. Rechenschaftsbericht von 1888, 1889 und 1891, jeweils auf S. 4.

53 Vgl. AGfA Nr. 819.

der heutigen Legienstraße.⁵⁴ Konfirmation, ein Mindestalter von 15 Jahren und die elterliche Versorgung während der Schulzeit waren die Zulassungsvoraussetzungen. Auch wenn im Bericht für das Schuljahr 1878/79 betont wurde, dass die Schülerinnen aus *allen* Schichten der Gesellschaft kämen – die Väter waren Professoren, Gelehrte, Gutsbesitzer, Handwerker *und* Arbeiter⁵⁵ – ist davon auszugehen, dass der Großteil der Schülerinnen aus guten finanziellen, zumeist bürgerlichen Verhältnissen stammte.⁵⁶ Während es diese Kreise vermochten, die Töchter zu unterstützen und das Schulgeld zu bezahlen – zwischen 1879 und 1885 waren es 20 bis 25 Mark pro Tertial⁵⁷ – wird es einer durchschnittlich verdienenden Arbeiterfamilie schwer gefallen sein, selbst beim Erhalt eines Freiplatzes, für ihre Töchter über einen längeren Zeitraum aufzukommen.

Die Unterrichtsfächer knüpften im ersten Jahr an das allgemeine Schulwissen an. Neben praktischen Fertigkeiten für Beruf und Haushalt wurde ein allgemeines theoretisches Grundwissen vermittelt: Buchführung, Postverkehr, Deutsche Literatur, Nahrungsmittel- und Gesundheitslehre, Physik und Technik, Pädagogik, Recht: z.B. Schleswig-Holsteinische Gesindeordnung, die „allgemeinen Anforderungen an die Hausfrau“ in Bezug auf die Wohnung (Einrichtung, Erhaltung), Küche, Wäsche, Kleidung, Hand- und Maschinennähen u.a.⁵⁸

Nach Beschwerden der ersten zwölf Schülerinnen bzw. deren Eltern gab die Schulleitung dem Drängen nach einer Änderung des Unterrichtsangebots nach. Handarbeiten⁵⁹, das klassische bürgerliche Erziehungsmittel zur Ausbildung weiblicher Tugenden, wurde demzufolge schwerpunktmäßig angeboten. Die „Reutlinger Methode“⁶⁰, so wurde die neuartige systematische Vermittlung von Handarbeitsfähigkeiten genannt, fand nun Eingang in den Unterricht. Neu war, dass die Töchter beim Erlernen der Handarbeitsfertigkeiten nicht mehr allein auf das Wissen ihrer Mütter angewiesen waren, denn dieser Unterricht ging in die Zuständigkeit der Schule über. Handarbeit wurde alleiniges Pflichtfach, was zwangsläufig zu einer Einschränkung der bisher gebotenen Palette an Qualifizierungsmöglichkeiten führte.⁶¹

54 Erst 1923 ging die Trägerschaft an die Stadt Kiel über.

55 Vgl. Kleine Schriften über Kieler Schulen, Nr. 3: Die Frauengewerbeschule in Kiel 1894, S. 8.

56 Vgl. AGfA Nr. 827, darin: Bericht über die Frauen-Gewerbeschule und Ausbildungsanstalt für Kindermädchen für 1878/79.

57 Vgl. Graber 1953, S. 386.

58 Vgl. AGfA Nr. 819.

59 Vgl. Graber 1953, S. 383.

60 Vgl. Graf 1992, S. 9.

61 Der Wegfall des Deutschunterrichtes und das Verlegen der Buchführungskurse ab 1879

Die Anwendung der Reutlinger Methode befähigte Frauen als Heimarbeiterinnen im Textilgewerbe dazuzuverdienen. In welchem Ausmaß das in Kiel geschah, wo es nur wenige Arbeitsplätze für Frauen gab und eine Anstellung für bürgerliche Frauen weitgehend tabuisiert war, lässt sich statistisch nicht belegen. Es ist denkbar, dass, wie Margrit Twellmann es schreibt, viele Frauen aus Sorge um das gesellschaftliche Ansehen heimlich gearbeitet haben – oft auch ohne Wissen des Ehemannes.⁶²

Das neue Lehrprogramm wurde gut angenommen. Die Schülerinnen kamen aus Kiel, Gaarden, Neumühlen, Projensdorf, Nortorf und Schleswig. Meldeten sich im ersten Jahr 12 und im zweiten 20 Schülerinnen an, so waren es in den beiden folgenden Jahren 97 [1879/80] und 163 [1880/81]. Der Höchststand der Anmeldungen war 1915/16 mit 378 Schülerinnen erreicht.⁶³

Die jährlichen Abschlussprüfungen mit öffentlicher Ausstellung der in der Schule gefertigten Arbeiten, die Teilnahme an der Schleswig-Holsteinischen Provinzialausstellung in Kiel 1896 und die Auszeichnung der Frauengewerbeschule mit einer silbernen Ehrenmedaille zeigten den noch zögernden Eltern, dass auf der Frauengewerbeschule eine standesgemäße Fortbildung ihrer Töchter geboten wurde. Das trug mit dazu bei, dass weibliche Berufstätigkeit nunmehr eine allgemeine Wertschätzung auch in Schleswig-Holstein erfuhr.⁶⁴

Ab 1881 konnte die Prüfung zur Handarbeitslehrerin in der Frauengewerbeschule Kiel abgenommen werden.⁶⁵ Geprüft wurden Kenntnisse in der sogenannten Schallenfelschen Handarbeitsmethode, die insofern bedeutend war, als sie ein Erziehungsmittel für Mädchen an allen allgemeinbildenden Mädchenschulen, von der Volksschule bis zur höheren Töchterschule, in ganz Deutschland war. Der Handarbeitsunterricht war nach Auffassung von Rosalie Schallenfeld, „ein Hauptförderungsmittel der Häuslichkeit und ein Förderungsmittel allgemeiner Bildung“⁶⁶ und besonders für die unteren Schichten geeignet: Je niedriger der Stand sei, desto größer sei die Wahrscheinlichkeit, dass die Schülerinnen frühzeitig arbeiten müssten. Bevor aber die Finger von der Erwerbsarbeit ungelentkig würden, müsse die Ausbildung in haushälterischen Dingen einsetzen. Die Handarbeitslehrerinnen, die in der Regel aus bürgerlichen Kreisen stammten, leisteten über die Vermittlung der weibli-

auf das Winterhalbjahr beschränkten beispielsweise die Möglichkeit der Frauen sich als Kontoristinnen zu qualifizieren, wie es 1877 noch angestrebt worden war.

62 Siehe Twellmann 1968, S. 27.

63 Vgl. Graber 1953, S. 398.

64 Vgl. AGfA Nr. 819

65 Vgl. Verwaltungs-Bericht 1876-1881, S. 106.

66 Schallenfeld 1890, S. 13.

chen Tugenden einen Beitrag zum sozialen Frieden bzw. zur Lösung der „sozialen Frage“, denn ein Arbeiter, dessen Frau gelernt habe, ihm ein gemütliches Heim zu schaffen und Geld einsparte, weil sie beispielsweise die Kleidung in Stand halten konnte, käme nicht auf die Idee, am Staatswesen Kritik zu üben, wie es die Anhänger der Sozialdemokratie taten.⁶⁷

Hinsichtlich der Berufsbildung von Frauen ist zu bemerken, dass mit der Einführung des systematischen Handarbeitsunterrichts an den Schulen eine frühzeitige Weichenstellung für einen „typisch weiblichen“ Arbeitsbereich erfolgte. Die große Anzahl der seit 1892 entstandenen privaten Lehranstalten zur Ausbildung von Schneiderinnen und Näherinnen belegt, dass auch eine wirtschaftlich aufstrebende Stadt wie Kiel geschulte Kräfte in der Textilbranche brauchte. Beispielhaft seien genannt: Erste Kieler Damenschneider Akademie (1892); Kieler Nähsschule (1894); Lehrinstitut für Damenschneiderei (1900) und die Nähsschule des Marine-Werft-Frauenvereins (1909).⁶⁸

Die Handelsschulkurse an der Frauengewerbeschule, mit denen die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde seit 12. Oktober 1893 dort wieder anknüpfte, wo sie 1877 aufgehört hatte, kann hier nicht ausführlich behandelt werden. Die Gesellschaft reagierte mit der Wiedereinführung des Unterrichts in Buchführung, Stenografie, Grammatik, Korrespondenz und kaufmännischem Rechnen auf den größer werdenden Bedarf an geschulten weiblichen Kräften in kaufmännischen Geschäften. Mit der Ausbildung zum Beruf der Stenotypistin hatte Kiel Anschluss an die allgemeine Entwicklung in Deutschland, denn seit den 1890er Jahren wurde die Schreibmaschinenarbeit zu einem „typisch weiblichen“ Berufsfeld erklärt.⁶⁹

Hatte die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde über die bisher genannten Bildungseinrichtungen insofern zur Lösung der „Frauenfrage“ beigetragen, als sie Unverheiratete beruflich qualifizierte, so kann ihre Einrichtung der Haushaltungsschule für Mädchen unbemittelter Stände als ein Beitrag zur Stabilisierung der Verhältnisse in Kiel, zur Lösung der „sozialen Frage“ gewertet werden.

Die Haushaltungsschule für Mädchen unbemittelter Stände

Mit der Eröffnung der Haushaltungsschule in einer eigens eingerichteten Küche in den Räumen der Volksküche im Klosterkirchhof am 2. Januar 1892 folgte die Gesellschaft der freiwilligen Armenfreunde einem Aufruf der Kaiserin Augusta (1811-1890), die an alle „herrschenden und besitzenden Klassen“ appelliert hatte, Verantwortung für die Töchter von Arbeiterinnen zu übernehmen und ihnen hauswirtschaftliche

67 Zur Kritik an der Sozialdemokratie vgl. Felsen 1890.

68 Vgl. StAK. 46286; vgl. LAS Abt. 309 Nr. 12070.

69 Vgl. Frevert 1979, S. 88.

Fertigkeiten zu vermitteln. Die „öffentliche Erziehung“ sei notwendig, weil Arbeiterinnen aufgrund ihrer Erwerbsarbeit nicht in der Lage seien, diese Fertigkeiten an ihre Töchter weiterzuvermitteln. Ungenügende Ernährung führe zur Schwächung und Unzufriedenheit der Arbeitskräfte, die infolgedessen „zu willigen Werkzeugen in der Hand revolutionärer Agitatoren“ würden – womit die Sozialdemokraten gemeint waren.⁷⁰

Besonders das Haushaltenkönnen mit dem geringen Lohn des Mannes hob der Sozialpolitiker und entschiedene Gegner der Sozialdemokratie Peter Christian Hansen (1853-1935)⁷¹ als eine der wichtigsten Aufgaben der Arbeiterfrau hervor. Ihren Wert als „wahre Gehülfin des Mannes“⁷² zeige sie in ihren Fähigkeiten als Wirtschaftlerin. Als „Finanzminister“⁷³ sei sie für das Aufbringen der Miete und der Steuerbeträge verantwortlich und habe die Kinder zu „Gehorsam, Ordnung, Reinlichkeit, Anständigkeit, zu Verträglichkeit untereinander, zur Ehrerbietung, Treue und Redlichkeit“⁷⁴ anzuleiten, denn ein Mann habe dafür keine Zeit. Durch diese Erziehungsarbeit festigte die Arbeiterfrau die bürgerlichen Normen auch in der nächsten Generation, ein Arbeiterkind wachse mit diesen Normen auf und lerne, sich selbstverständlich in die Gesellschaft einzufügen.⁷⁵

Hansen setzte sich also für einen größeren Kompetenzbereich der Arbeiterin ein. Dabei ging es ihm nicht um ihre gleichberechtigte Stellung, sondern die Frau sollte für ihren „spezifisch weiblichen“ Bereich ausgebildet werden. Sie hatte Sorge zu tragen für zufriedenstellende familiäre Verhältnisse – ein Konfliktpotential solle gar nicht erst aufkommen. Ihre Fähigkeit, ihrem Mann ein behagliches Zuhause zu schaffen und für eine ausgewogene Ernährung zu sorgen, sah Hansen als einen wichtigen volkswirtschaftlichen Beitrag zum Erhalt der männlichen Arbeitskraft. Um sein Idealbild der Arbeiterfrau umsetzen zu können, appellierte Peter Christian Hansen zudem an die Arbeitgeber, dem Familienbedarf angemessene Löhne zu zahlen.⁷⁶

Die Haushaltungsschule für Mädchen unbemittelter Stände vermittelte die Dinge, die eine Arbeiterin laut Peter Christian Hansens Vorstellung zur „Gehülfin des Mannes“ machte: Unterrichtet wurden Sauberkeit, Ordnung sowie das Kochen mit sparsamen Mitteln. Ausgerichtet auf die Bedürfnisse der weniger bemittelten

70 Vgl. den Aufruf in AGfA Nr. 992.

71 Zur Biographie von Peter Christian Hansen vgl. Sievers 2006. Hansen war ein engagierter Verfechter der Strategie einer sozialen Beschwichtigung gegenüber der Arbeiterschaft, wie sie auch von der preußischen Regierung propagiert worden war.

72 Hansen 1889, S. 9-10.

73 Hansen 1889, S. 9.

74 Hansen 1889, S. 12.

75 Vgl. Sievers 1979, S. 235.

76 Vgl. Felsen 1890, S. 45-47.

Arbeiterschicht⁷⁷ – zunächst ein geringes Schulgeld, ab 1897 unentgeltliche Morgen- und Abendkurse⁷⁸ – war der Andrang zu den Schulplätzen⁷⁹ so groß, dass viele Mädchen wegen fehlender Plätze abgewiesen werden mussten.⁷⁹

Ein Schulplatz entlastete das Familieneinkommen, weil die Schülerinnen das in der Schule Gekochte unentgeltlich verzehren konnten, und erhöhte die Chancen auf eine Stellung in einem Haushalt. Letzteres stand im Widerspruch zur Zielsetzung der Schulträger. Die Hoffnung auf ein besseres Dienstverhältnis sei zwar verständlich, aber der eigentliche Zweck der Haushaltungsschule sei nicht die Berufsqualifizierung, sondern die Vorbereitung auf die eigene Haushaltsführung, ließ die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde 1892 in einem Zeitungsbericht⁸⁰ wissen.

Das Ziel der Haushaltungsschule zeigt, wie gefestigt die hierarchischen Strukturen in den Kieler Familien 1892 noch waren. Für Arbeiterinnen gab es – im Unterschied zu bürgerlichen Frauen – keine Bestrebungen, sie in ihrem Erwerbsberuf fortzubilden. Den Initiatoren ging es um den Erhalt der Familien als Grundpfeiler des Staates. Ihnen war dennoch klar, dass *eine* Schule zu wenig war, um sozialdemokratische Einflüsse aufhalten zu können. Im Sinne Kaiserin Augustas sah sich die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde zumindest als Wegbereiterin der öffentlichen Anerkennung des hauswirtschaftlichen Unterrichts als gesellschaftspolitisches Mittel zur Stabilisierung der Verhältnisse.⁸¹

Die Stadt Kiel erkannte den Nutzen einer Fortbildungseinrichtung für Mädchen nur zögernd an. So unterstützte sie beispielsweise erstmalig 1900 die I. Mädchen-Fortbildungsschule, die auf Initiative der Volksschullehrerin Martha Schöneberg errichtet worden war.

Die I. Mädchen-Fortbildungsschule in Kiel

Die I. Mädchen-Fortbildungsschule in Kiel für Mädchen und Frauen aller Stände war die erste der bisher besprochenen Bildungseinrichtungen, die mit ihren Unterrichtsinhalten gezielt auf die Einführung einer obligatorischen Fortbildungsschulpflicht, entsprechend des § 120 der Novelle der Reichsgewerbeordnung von 1891⁸², hinarbeitete. Finanziell unterstützt von der Gesellschaft freiwilliger Armen-

77 Die Väter der ersten Schülerinnen waren z.B. von Beruf Maler, Werftarbeiter, Schiffszimmermann, Maurer, Steuermann, Schuhmacher, Barbier, Schulwärter; vgl. AGfA Nr. 992.

78 Junge Frauen, die tagsüber erwerbstätig waren, nahmen am Abendkurs teil, diejenigen, die noch im elterlichen Hause lebten, ohne einer entlohnten Beschäftigung nachzugehen, kamen zum Morgenkurs.

79 Vgl. Kieler Zeitung vom 6. Januar 1892.

80 Vgl. Kieler Zeitung vom 30. Juli 1892.

81 Vgl. AGfA Nr. 992.

82 Zur RGO-Novelle von 1891 vgl. Seefeld 1924, S. 8.

freunde und einflussreichen bürgerlichen Frauen, die Spenden zusammentrugen, eröffnete Martha Schöneberg⁸³ privat ihre Schule am 3. Dezember 1900 in einem Raum der 3. Mädchenvolksschule in der Gefionstraße. Die Stadt Kiel stellte lediglich die Schulräume zur Verfügung.

Martha Schöneberg war eine staatsbürgerliche Erziehung der schulentlassenen Mädchen wichtig. Im Deutschunterricht sollten die Schülerinnen daher sowohl von der Organisation des Staatswesens, seinen historischen und gesetzlichen Rahmenbedingungen als auch seinen sozialen Errungenschaften erfahren: von den Bismarckschen Sozialgesetzen, von führenden Persönlichkeiten, „den großen tüchtigen Menschen, die ihrer Zeit einen Stempel aufgedrückt und unvergängliche Werte geschaffen haben“.⁸⁴ Nach dem Vorbild der Viktoria-Fortbildungsschule in Berlin, des Zentrums der Diskussion über das Mädchenfortbildungsschulwesen, sollten junge Frauen sich als dazugehörigen und tragenden Teil des Staatswesens empfinden.⁸⁵

Dass Volksschülerinnen und Mittelschülerinnen sich an der 1. Mädchen-Fortbildungsschule anmeldeten, registrierte Martha Schöneberg mit Stolz, denn die Öffnung für Mädchen und Frauen aller Stände hatte nach Auffassung der Schulträger den Vorteil gegenseitiger Beeinflussung: Höhere Töchter sollten einerseits mit ihren besseren Manieren Vorbild für die unteren Stände sein, andererseits die Gelegenheit bekommen,⁸⁶ für die weniger bemittelten Schichten ein gewisses Verständnis zu entwickeln.

Unterschiedliche Zielvorstellungen von Martha Schöneberg und den Damen im Schulvorstand führten zu Konflikten, bei denen Martha Schöneberg sich nicht durchsetzen konnte: Der Ehefrau des Oberbürgermeisters Paul Fuß und den Ehefrauen der Universitätsprofessoren Quincke und Oldenberg sowie des Admirals Rauch, die selbst Dienstbotinnen hatten, ging es um eine Aufwertung des Dienstbotinnenberufes und einem Entgegenwirken des Dienstbotinnennotstandes. Martha Schöneberg legte dagegen einen zusätzlichen Wert auf die kaufmännische Fortbildung. Den „zahlreich in die Geschäfte strömenden jungen Mädchen in Kiel“ müsse Rechnung getragen werden. Die Frau „in das Haus zurückverweisen“⁸⁷ zu wollen, war nach Martha Schönebergs Meinung nicht zeitgemäß.

Tatsächlich wurden Dienstbotinnen ermuntert, diese Schule zu ihrer Fortbildung zu nutzen und ihre Dienstherrschaft dafür um freie Stunden zu bitten. Die Kurse fanden abends statt, und das Angebot war insgesamt wegen des geringen Schulgel-

83 Martha Schönebergs Lebensdaten konnten nicht ermittelt werden.

84 Schöneberg 1908, S. 17.

85 Vgl. Frauenbildung 1903, S. 297.

86 Vgl. Frauenbildung 1903, S. 297.

87 Schöneberg 1908, S. 5.

des⁸⁸ für finanziell minderbemittelte, tagsüber in einem Arbeitsverhältnis stehende junge Frauen besonders attraktiv. Pflichtstunden waren Deutsch, Rechnen, Haushaltskunde, Gesundheits- und Erziehungslehre; fakultativ waren Fröbelkunde⁸⁹ (= Kindererziehung), Nähen, Stopfen, Flickern, Schneidern, Plätten, Gartenbaukunde. Die Möglichkeit, sich in Buchführung, Stenographie und Maschinenschreiben weiterzubilden, reichte nicht aus für eine kaufmännische Berufsausbildung, wie sie Martha Schöneberg angestrebt hatte.

Als die I. Mädchen-Fortbildungsschule 1903 in die Gerhardstraße umzog – die Stadt brauchte das Gebäude in der Gefionstraße für andere Zwecke –, ging das mit einer Veränderung der Schulorganisation einher. Die Schule wurde zur festen Institution mit eigener Schulordnung, der Verpflichtung einer Mindestschulzeit von einem halben Jahr, eigenen Zeugnissen sowie obligatorischen Lehrfächern.⁹⁰

In der Unterklasse wurde schwerpunktmäßig Gesundheitslehre und Haushaltskunde gelehrt, in der Oberklasse der Deutsch- und Bürgerkundeunterricht. Es ist beachtlich, welcher Wandel sich hier offenbart: Frauen, denen wenige Jahre zuvor keine andere Aufgabe zugewiesen wurde, als sich auf ihre Stellung als Gattin, Hausfrau und Mutter vorzubereiten, wurden nun über die Grundlagen des Staatswesens informiert. Dennoch ist davon auszugehen, dass der staatsbürgerliche Unterricht von einem Großteil der Schülerinnen in Kauf genommen wurde, um das Erlernen zu können, was sie tatsächlich interessierte: Maschinennähen, Schneidern, Stopfen, Flickern, eben die praktischen Fertigkeiten, die sie für ihren eigenen Hausstand oder zur Qualifizierung für eine Arbeitsstelle brauchten.

1904 fand die Stadt Kiel sich erstmalig bereit, die I. Mädchen-Fortbildungsschule finanziell zu fördern, und gründete ein Jahr später auf Anregung der Mädchenschulrektoren eine ähnliche Lehranstalt. Auf die „Mädchenfortbildungsschule Süd“⁹¹, eröffnet Ostern 1905 am Schützenwall, soll hier nicht näher eingegangen werden. Von Bedeutung ist aber, dass sie eingerichtet worden war, um sich dem deutschlandweit entwickelnden Mädchenfortbildungsschulwesen anzuschließen. Eine eigens eingerichtete Kommission⁹² für beide Schulen hatte die Fortbildungsschulpflicht für Mädchen in Kiel vorzubereiten.

88 Schulgeld wurde ab 1901 erhoben: 1 Mark pro Vierteljahr; bis 1904 erhöht auf 5 Mark pro Halbjahr.

89 Friedrich Fröbel (1782-1852) war der Begründer der Kindergartenbewegung.

90 Vgl. Schöneberg 1908, S. 26f.

91 Diese wurde von Martha Schöneberg als Konkurrenzschule empfunden und als unnötige Geldausgabe kritisiert, da ihre Schule noch ausbaufähig sei.

92 Die Kommission: Magistratsmitglieder, Stadtverordnete, Stadtschulrat, Schulleiter, zwei

Martha Schöneberg, aufgrund einer Sonderregelung⁹³ als Mitglied zugelassen, kritisierte die Überzahl der Lehrer in der Kommission. Sie bestimmten im Wesentlichen die Ausrichtung beider Mädchenfortbildungsschulen und drängten den staatsbürgerlichen Unterricht zugunsten des Hauswirtschaftsunterrichts zurück. Ihr Fazit:

„Die Mädchen-Fortbildungsschule in Kiel wird in ihrer beruflichen Ausdehnung durch die jetzige Kommission gehemmt. Man wähle zur Hälfte Frauen in die Kommission, die die Bedürfnisse ihres im Erwerbsleben stehenden Geschlechts kennen, aber nicht solche, die nur Dienstmädchen oder nur Hausfrauen heranbilden wollen.“⁹⁴

1914 wurde die Fortbildungsschulpflicht für weibliche Handlungsgehilfinnen eingeführt. 1918 und 1919 folgte die gewerbliche Berufsschulpflicht für gelernte und ungelernete Arbeiterinnen.

Schlussbetrachtung

Die Entwicklung der Berufsbildungsansätze für bürgerliche Frauen in Kiel zeigt, dass sich ihre soziale Stellung von 1871 bis 1914 gewandelt hat. Ihre Pflichten beschränkten sich nicht mehr allein auf das Haus. Eine völlige Umstrukturierung der Gesellschaftsordnung ging damit aber nicht einher, denn die Schwerpunkte der Bildungseinrichtungen lagen hauptsächlich auf den vermeintlich „natürlichen“ Aufgaben einer Frau in der Familie, denn alle am Prozess beteiligten Initiatoren waren sich darin einig, dass der eigentliche Beruf der Frau der der Hausfrau, Mutter und Gattin sei. Krankenpflege, Kindererziehung, Hand- und Hausarbeiten sowie die Hauswirtschaft waren die entsprechenden Bereiche der Fortbildung. Schwieriger durchzusetzen war die kaufmännische Fortbildung. Sowohl an der Frauen-Gewerbeschule als auch an der I. Mädchen-Fortbildungsschule war sie lediglich Nebenfach. Erst 1914, nachdem schon eine große Anzahl von Frauen als Verkäuferinnen und Kontoristinnen beschäftigt war, wurde die berufsbegleitende Ausbildung an der Pflichtfortbildungsschule eingeführt.

Die dargestellten Bildungseinrichtungen waren, wenn auch nicht beabsichtigt, kleine Schritte in Richtung Gleichberechtigung von Mann und Frau, denn: Die allmählich einsetzende Berufstätigkeit von bürgerlichen Frauen verschaffte ihnen eine

Frauen verschiedener Gesellschaftsschichten, Leiter und Leiterin der beiden Mädchenfortbildungsschulen.

93 Aufgrund ihres fehlenden Bürgerrechts wurde Frauen das Recht auf ein städtisches Amt verwehrt. Für Martha Schöneberg gab es laut Kiels Oberbürgermeister Paul Fuß eine Sonderregelung. Vgl. Fuß 1906, S. 65.

94 Schöneberg 1908, S. 75.

gewisse Unabhängigkeit vom Ehemann, so dass seine Funktion als alleiniger Ernährer, von der er seine Rechte als Hausherr ableitete, in Frage gestellt wurde: Die patriarchale Familienstruktur begann zu bröckeln. Die den Frauen, wenn auch in eingeschränkter Weise, zugestandenen Verantwortungsbereiche stärkten mit Sicherheit ihr Selbstvertrauen und ließen Forderungen nach Mitspracherechten aufkommen.

Die Frage, ob in den geschaffenen Bildungsmöglichkeiten die Wurzeln des heutigen geschlechtsspezifischen Arbeitsmarkts zu sehen sind, kann hier nicht abschließend beantwortet werden. Fest steht, dass das Drängen der Frauen nach Erwerbsmöglichkeiten staatlicherseits in Bahnen gelenkt worden war. Die Forderung der bürgerlichen Frauenbewegung nach „typisch weiblichen“ Berufsfeldern, der Schwerpunktwechsel der kaufmännischen Fächer zugunsten der Handarbeitsfähigkeiten an der Frauengewerbeschule und das Zurückdrängen des Staatsbürgerlichen Unterrichts an den Mädchen-Fortbildungsschulen zugunsten des Hauswirtschaftsunterrichts kam dem entgegen.

Inwieweit die Lenkung bei der Berufsfindung junger Frauen noch heute eine Rolle spielt, wird in dieser Arbeit nicht abgehandelt.⁹⁵ Zur Arbeitsmarktsegregation liegen aber weitere Untersuchungen vor.

95 Vgl. Gottschall 2007; Rettke 2007; Wetterer 1993.

Quellen- und Literaturverzeichnis**Abkürzungen**

AGfA	Archiv der Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde
LAS	Landesarchiv Schleswig
StAK	Stadtarchiv Kiel

Verzeichnis der archivalischen Quellen

- AGfA Nr. 819: Gründung einer Fortbildungsschule für erwachsene Mädchen (Frauengewerbeschule).
- AGfA Nr. 827: Berichte der Schulkommission über die Fortbildungsschule für Mädchen.
- AGfA Nr. 992: Die hauswirtschaftliche Unterweisung armer Mädchen und die Einrichtung und der Betrieb der Haushaltungsschule für Mädchen unbemittelter Stände (1890-1914).
- StAK 46286: Private Fortbildungs- und Fachschulen (1896-1926).
- LAS Abt. 309 Nr. 12070 Nähsschule des Marine-Werft-Frauenvereins in Kiel-Gaarden (1909).
- LAS Abt. 309 Nr. 37326 und 37327: Akten der Königlichen Regierung zu Schleswig, betr. Krankenpflegeschule des Anschar Schwestern- und Krankenhauses in Kiel (1908-1911).

Gedruckte Quellen

- Berichte des Anscharhauses in Kiel, Bd. 1 (1874-1898), zitiert als Rechenschaftsberichte.
- Frauenbildung. Zeitschrift für die gesamten Interessen des weiblichen Unterrichtswesens, hg. v. J. Wychgram. Leipzig und Berlin, Jg. 1902 und Jg. 1903.
- Jahresbericht der Arbeitsnachweisstelle für Kiel und Umgebung für das Geschäftsjahr 1903/04. Kiel 1904.
- Kieler Zeitung vom 6. Januar und 30. Juli 1892
- Statistisches Jahrbuch der Stadt Kiel, hg. im Auftrag des Magistrats vom Statistischen Amt, 1912-1918. Kiel 1920.
- Satzungen für das Anschar Schwestern- und Krankenhaus in Kiel von 1896, Kiel 1896.
- Statistische Berichte. Statistisches Amt für Hamburg und Schleswig-Holstein, Stand Juli 2007.
- Statut für das Mutterhaus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen in Kiel, Entwurf o.J.

- Statutenentwurf zum Mutterhaus zur Ausbildung von Krankenpflegerinnen. Verwaltungsberichte der Stadt Kiel 1876 – 1881 und 1906 – 1911. Kiel 1883 und 1912.
- Beiträge zur historischen Statistik Schleswig-Holsteins, hg. v. Statistischen Landesamt Schleswig-Holstein. Kiel 1967.

Literatur

- Bejshowitz-Iserhoht, Marion, Dienstboten zur Kaiserzeit. Weibliches Hauspersonal in Kiel 1871-1918. Kiel 1984 (= Sonderveröffentlichung der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 17).
- Bischoff, Claudia, Frauen in der Krankenpflege. Zur Entwicklung von Frauenrolle und Frauenberufstätigkeit im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt/M., New York 1992.
- Braun, Lily, Die Frauenfrage. Ihre geschichtliche Entwicklung und ihre wirtschaftliche Seite. Berlin, Bonn 1979 (Nachdruck der 1901 erschienenen ersten Auflage).
- Bührmann, Andrea D.; Diezinger, Andrea D.; Metz-Göckel, Sigrid, Arbeit – Sozialisation – Sexualität. 2. Aufl. Wiesbaden 2007
- Felsen, Hans (Pseudonym für Peter Christian Hansen), Das Buch des deutschen Arbeiters. Betrachtungen über Zeitfragen, 7. Aufl. Altenburg, 1890.
- Frevert, Ute, Vom Klavier zur Schreibmaschine – Weiblicher Arbeitsmarkt und Rollenzuweisungen am Beispiel der weiblichen Angestellten in der Weimarer Republik, in: Kuhn, Annette; Schneider, Gerhard (Hg.), Frauen in der Geschichte. Düsseldorf 1979 (= Fachwissenschaftliche und didaktische Studien zur Geschichte der Frauen 6). S. 82-112.
- Fritschi, Alfred, Zur Prägung der sozialen Rolle der weiblichen Krankenpflege bis zum ersten Weltkrieg in der Schweiz, in: Labisch, Alfons; Spree, Reinhard (Hg.), Medizinische Deutungsmacht im sozialen Wandel des 19. und 20. Jahrhunderts. Bonn 1989, S. 163-169.
- Fuß, Paul, Die rechtlichen und sozialen Grundlagen und die Verfassungs- und Verwaltungsorganisation der deutschen Städte – Schleswig-Holstein mit besonderer Berücksichtigung der Stadt Kiel, in: Sonderabdruck aus der Zeitschrift des Deutschen Vereins für Sozialpolitik 118 (1906).
- Gottschall, Karin, Geschlechterverhältnis und Arbeitsmarktsegregation, in: Bührmann u.a. 2007, S. 84-88.
- Graber, Erich, Kiel und die Gesellschaft freiwilliger Armenfreunde 1793-1953. Kiel 1953.
- Graf, Ute, Nähen, Sticken, Flickern ... Die Frauenarbeitsschule Schramberg, in: Gisela Lixfeld; Christine Schmid (Hg.), Trotz Fleiß keinen Preis? Frauenalltag in

- Schramberg, 1867-1992. Katalog zur Ausstellung vom 23. August bis 30. September 1992 anlässlich des 125jährigen Stadtjubiläums. Schramberg 1992, S. 8-11.
- Greven-Aschoff, Barbara, Die bürgerliche Frauenbewegung in Deutschland 1894-1933. Göttingen 1991 (= Kritische Studien zur Geschichtswissenschaft 46).
- Hansen, Peter Christian, Schleswig-Holstein, seine Wohlfahrtsbestrebungen und gemeinnützigen Einrichtungen. Kiel 1882.
- Hansen, Peter Christian, Die Frau im Arbeiterhaushalt. Vortrag für den fünften Volksunterhaltungsabend in Kiel am 24. März 1889. Kiel 1889.
- Herwig, Holger H., Das Elitekorps des Kaisers. Die Marineoffiziere im Wilhelminischen Deutschland. Hamburg 1977.
- Jensen, Jürgen, Kiel im Kaiserreich 1871-1918. Kiel 1978.
- Kleine Schriften über Kieler Schulen, Nr. 3: Die Frauengewerbeschule in Kiel 1894. Kiel o.J.
- Lange, Helene, Die Frauenbewegung in ihren modernen Problemen, 2. Aufl., Berlin 1914.
- Meyer, Sibylle, Die mühsame Arbeit des demonstrativen Müßiggangs. Über die häuslichen Pflichten der Beamtenfrauen im Kaiserreich, in: Hausen, Karin (Hg.), Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert. München 1987, S. 175-197.
- Niggemann, Heinz, Emanzipation zwischen Sozialismus und Feminismus. Die sozialdemokratische Frauenbewegung im Kaiserreich. Wuppertal 1988.
- Peters, Dietlinde, Mütterlichkeit im Kaiserreich. Die bürgerliche Frauenbewegung und der soziale Beruf der Frau, Bielefeld 1984 (= Wissenschaftliche Reihe 29).
- Rendtorff, Julius (Hg.), Das Anschar-Schwestern- und Krankenhaus in Kiel. Berlin 1910.
- Rettke, Ursula, Berufswünsche von Mädchen unter dem Diktat des Arbeitsmarkts. Die schrittweise Verweiblichung der Bildungs- und Berufsbiographien von Hauptschülerinnen, in: Bührmann u.a. 2007, S. 210-214.
- Sachße, Christoph, Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929. Frankfurt/Main 1986.
- Sachße, Christoph, Tennstedt, Florian, Armenfürsorge, soziale Fürsorge, Sozialarbeit, in: Berg, Christa (Hg.), Handbuch der deutschen Bildungsgeschichte 1870-1918, Bd. IV: von der Reichsgründung bis zum Ende des Ersten Weltkriegs. München 1991, S. 411-440.
- Schallenfled, Rosalie, Der Handarbeitsunterricht in Schulen. Wert, Inhalt, Lehrgang und Methoden desselben, 8. Aufl., Frankf./M. 1890.
- Seefeld, Hermann v. (Hg.), Die Berufsschulpflicht in Preußen. Gesetzliche Bestim-

- mungen mit Erläuterungen. Langensalza 1924.
- Schöneberg, Martha, Die I. Mädchen-Fortbildungsschule in Kiel. Ihre Gründungs- und Entwicklungsgeschichte vom Jahre 1900-1907 nebst einem Anhang einschlägiger Aufsätze und Berichte, Kiel 1908.
- Sievers, Kai Detlev, Peter Christian Hansen (1853-1935) – ein schleswig-holsteiner Sozialpolitiker der Kaiserzeit, in: Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 104, 1979, S. 231-252.
- Sievers, Kai Detlev, Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins in der Kaiserzeit, 1867-1914. Neumünster 1991 (= Geschichte Schleswig-Holsteins, Teil 2, 1. Lieferung).
- Sievers, Kai Detlev, Hansen, Peter Christian, in: Hans-F. Rothert (Hg.), Kieler Lebensläufe aus sechs Jahrhunderten. Neumünster 2006 (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 55), S. 119-120.
- Steffenhagen, Marianne, Frauenfrage und Frauenbewegung. Vortrag, gehalten am 57. Volksunterhaltungsabend zu Kiel am 30. November 1898. Kiel 1899.
- Tillmann, Doris, Fabrikarbeiterinnen in Kiel, 1880 bis 1980, in: Kieler Blätter zur Volkskunde 25 (1993), S. 199-206.
- Twellmann, Margrit, Die Deutsche Frauenbewegung im Spiegel repräsentativer Frauenzeitschriften, ihre Anfänge und erste Entwicklung 1843-1889, 2 Bde. Marburg 1968 und Meisenheim am Glan 1972.
- Völcker, Gertrud, Frauen als Mitkämpferinnen für eine bessere Welt, unveröffentlichtes Manuskript. Kiel 1978.
- Weber-Kellermann, Ingeborg, Die deutsche Familie. Versuch einer Sozialgeschichte, 7. Aufl. Frankfurt/M. 1982.
- Wenzel, Rüdiger, Bevölkerung, Wirtschaft und Politik im kaiserlichen Kiel zwischen 1870 und 1914. Kiel 1978 (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte 7).
- Wetterer, Angelika, Professionalisierung und Geschlechterhierarchie. Vom kollektiven Frauenausschluss zur Integration mit beschränkten Möglichkeiten. Kassel 1993.
- Wischermann, Ulla, Idylle und Behaglichkeit? Die Frauenfrage in der illustrierten Presse des 19. Jahrhunderts, in: Joeres, Ruth-Ellen B.; Kuhn, Annette (Hg.), Frauen in der Geschichte VI. Frauenbilder und Frauenwirklichkeiten. Interdisziplinäre Studien zur Frauengeschichte in Deutschland im 18. und 19. Jahrhundert. Düsseldorf 1985, S. 183-205.
- Wulf, Peter, Kiel wird Großstadt (1867 bis 1918), in: Jürgen Jensen; Peter Wulf (Hg.), Geschichte der Stadt Kiel. Neumünster 1991, S. 207-271.

Wiederentdeckt! Vergessene Orte in Schleswig-Holstein. Der Parkplatz am Kieler Schlossgarten

Thomas Winkelmann

Wer von der Kieler Altstadt auf direktem Weg zur Kiellinie gelangen möchte, muss den Schlossgarten passieren. Der Schlossgarten, dessen Ursprünge bis in die Zeit der Renaissance zurückreichen, endet Richtung Klinikviertel und Kunsthalle mit einem tristen Parkplatz. An dieser Stelle stand einmal das Hauptgebäude der Kieler Christian-Albrechts-Universität.

Zur Geschichte des Bauwerkes¹: Bereits in den 1820er Jahren erwies sich das alte Universitätsgebäude in der Kattenstraße aufgrund der steigenden Studentenzahlen als zu klein. Zügig wurde der Ruf nach einem neuen Universitätsgebäude laut. 1863 wurde ein Architektenwettbewerb ausgeschrieben, der detaillierte Anweisungen über Lage und Funktionen des zu entwerfenden Baus beinhaltete. Nachdem unterschiedliche Pläne in die engere Auswahl gekommen waren und abgelehnt wurden, bekamen die unter dem Einfluss Karl Friedrich Schinkels stehenden Berliner Baumeister Martin Philipp Gropius (1824-1880) und Heino Schmieden (1835-1913) den Bauauftrag zugewiesen. Der Kaiser selbst wählte den Schlossgarten als Standort des neuen Universitätsgebäudes. Am 3. August 1873 fand in Anwesenheit des preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm die Grundsteinlegung statt. Drei Jahre später wurde der 690.000 Mark teure und seinerzeit vielgelobte Bau mit einer dreitägigen Festveranstaltung eingeweiht. Insgesamt beherbergte das Hauptgebäude 13 Hörsäle mit einer Kapazität zwischen 18 und 50 Sitzplätzen. Vor dem Hauptportal standen vier Figuren der Berliner Bildhauer Gustav Enerlein und Carl Begas, die Plato, Solon, Hippokrates und Aristoteles darstellten und als Sinnbilder der Fakultäten dienten. Da die Studierendenzahlen in den Jahren 1876 bis 1900 von 214 auf 1008 stiegen und sich damit fast verfünffacht hatten, wurde das Gebäude von 1900 bis 1902 sowie 1912 erweitert.

Im Zweiten Weltkrieg wurde Kiel aufgrund der Werften und der Kriegsmarine zu einem wichtigen Ziel der Alliierten. Durch Bombenangriffe am 19. Mai 1944 erlitt auch die Universität schwere Beschädigungen; am 20. Januar 1945 wurde das Bauwerk erneut getroffen. Nach der Kapitulation Deutschlands im Mai 1945 lagen rund drei Viertel aller Kieler Gebäude in Trümmern. Von den universitären Anlagen wurden mehr als 60 Prozent durch Luftangriffe zerstört.²

¹ Zur Geschichte des Baus vgl. Nägelke 1991.

² Vgl. Wulf 1991, S. 399.

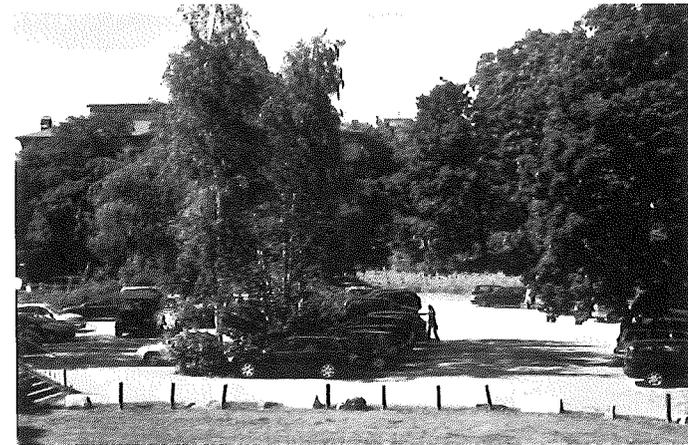


Abb. 1: Der Parkplatz nahe der Kieler Kunsthalle im Sommer 2005. Im Hintergrund ist das Dach des Gebäudes in der Hegewischstr. 3 zu erkennen, das nach Plänen der Architekten Gropius & Schmieden errichtet wurde (Foto: Th. Winkelmann).

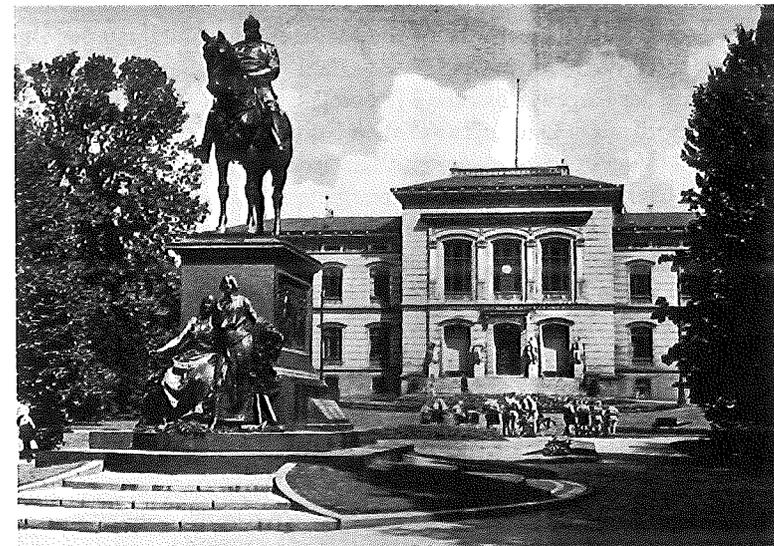


Abb. 2: Stolz präsentierte die Stadt Kiel das Universitätshauptgebäude in der Publikation „Die Kriegsmarinestadt Kiel im Olympiajahr 1936“. Kiel 1936, S. 29. Im Vordergrund das von Adolf Brütt erschaffene und 1896 eingeweihte Reiterstandbild Wilhelms I.

Ob diese Beschädigungen die Sprengung des Hauptgebäudes am 25. Oktober 1954 haben rechtfertigen können, wurde von vielen Zeitgenossen und Autoren angezweifelt. In den *Kieler Nachrichten* wurde die Ruine des Gebäudes in der Ausgabe vom 30./31. Mai 1953 wie folgt verabschiedet: „Traurigen Herzens nehmen die Kieler von der Ruine des alten Universitätsgebäudes am Schloßgarten Abschied. Sie wird nun endgültig abgebrochen. Ein Stück Alt-Kiel geht dahin.“³

In der unmittelbaren Nachkriegszeit wurde nach einer Alternative gesucht, um den während des Krieges erlahmten Universitätsbetrieb wieder in Gang zu bringen. Auf dem Gelände der ELAC im Nordwesten Kiels eröffnete am 27. November 1945 die so genannte „Neue Universität“ mit einem Festakt ihre Pforten.⁴

Johannes Schilling nennt mehrere Gründe, die zur Zerstörung der „Alten Universität“ und insbesondere des Universitätshauptgebäudes geführt haben; so sind die Flucht vor der jüngsten Vergangenheit und die Missachtung der Architektur des 19. Jahrhunderts zu nennen. Eine wichtige Rolle spielten aber auch das Selbstverständnis der Stadt Kiel und das der Kieler Universität in jenen Jahren.⁵

Bis heute blieb das Terrain unbebaut; seit mehreren Jahren wird es als Parkplatz genutzt. An das alte Kollegiengebäude erinnert keine Tafel; lediglich die noch erhaltenen, ebenfalls nach Plänen von Gropius & Schmieden entworfenen Bauten in der Brunswiker Straße 2a (beherbergt heute die Medizinische Abteilung der Universitätsbibliothek sowie die Medizin- und Pharmaziehistorische Sammlung der Universität Kiel) und in der Hegewischstraße 3 (Zoologisches und Völkerkundliches Museum) können noch einen Eindruck vom alten Universitätsviertel vermitteln.

Im Jahr 2004 ging der Schlossgarten vollständig in das Eigentum der Landeshauptstadt Kiel über. Auf der Grundlage eines gartendenkmalpflegerischen Gutachtens wurde ein Rahmenkonzept zur Sanierung und Umgestaltung der Parkanlage erarbeitet. Im Jahr 2009 soll, so eine im Internet verbreitete Pressemitteilung der Stadt Kiel vom 15. Mai 2006, der provisorische Parkplatz aufgelöst werden. Dort ist zu lesen: „Der letzte Bauabschnitt (2009) beinhaltet die Auflösung des Behelfsparkplatzes und Umgestaltung in eine zentrale Rasenfläche, die Neugestaltung des zentralen Aufstiegsbauwerkes vom heutigen Parkplatz auf das nördliche Plateau sowie den Bau und Anschluss neuer Parkwege an vorhandene Bauwerke. Eine umfangreiche Randbepflanzung und das Pflanzen von Einzelbäumen schließen die Maßnahme ab.“⁶

Inwieweit an das alte Hauptgebäude der Kieler Universität erinnert werden soll, blieb in dieser Pressemitteilung offen.

3 Zitiert nach Schilling 2004, S. 41.

4 Zum Übergang von der „Alten“ zur „Neuen“ Universität vgl. Winkelmann 2006.

5 Vgl. Schilling 2004, insb. S. 42-44.

6 Kiel 2006.

Literatur und Quellen

Kiel (1936)

Die Kriegsmarinestadt Kiel im Olympiajahr 1936. Hrsg. vom Kieler Verkehrsverein. Kiel.

Kiel (2006)

Pressemeldung 433/15. Mai 2006/ang: Professor Dr. Günter Fielmann stiftet 1.500 Bäume und Sträucher für die Wiederherstellung des Kieler Schlossgartens. http://www.kiel.de/presse/kiel_presse_meldung.php?id=4066; Zugriff am 13.11.2007.

Nägelke, Hans-Dieter (1991)

Der Gropius-Bau der Kieler Universität. Architektur zwischen regionaler Identität und preußischer Politik. Kiel.

Schilling, Johannes (2004)

Die Zerstörung der „Alten Universität“. In: Christiana Albertina 58, S. 33-46.

Winkelmann, Thomas (2006)

Von der ‚Alten‘ zur ‚Neuen‘ Universität. Ein Beitrag zur Kieler Universitätsgeschichte. In: TOP. Berichte der Gesellschaft für Volkskunde in Schleswig-Holstein e.V., H. 32, S. 4-23.

Wulf, Peter (1991)

Die Stadt in der nationalsozialistischen Zeit (1933 bis 1945). In: Jensen, Jürgen/ Peter Wulf (Hg.), Geschichte der Stadt Kiel. Neumünster, S. 359-400.

Berichte und Mitteilungen

Der Sammlungsbereich Polizeigeschichte im Volkskunde Museum Schleswig

Matthias Bunzel

1. Polizeigeschichte im Kontext der Volkskunde

Das Volkskunde Museum Schleswig richtet sein Hauptaugenmerk traditionell auf die Dokumentation der historischen Alltagskultur im Gebiet der historischen Landschaft Schleswig-Holstein vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Dieser Ansatz bietet bereits die Grundlage für eine große thematische Bandbreite an Sammlungsgebieten und Ausstellungsthemen. So dokumentieren die Sammlungen und Ausstellungen beispielsweise landwirtschaftliche, hauswirtschaftliche oder maritime Aspekte des Alltagslebens zwischen Nord- und Ostsee.

Bei der sammlungsstrategischen Ausrichtung und bei der Konzeption neuer Ausstellungen findet im Volkskunde Museum Schleswig jedoch seit kurzem ein Aspekt Berücksichtigung, der durch die traditionellen Bestände und Präsentationsansätze noch nicht deutlich konturiert werden konnte: Alltag und Lebensweise der Bevölkerung eines Kulturraumes entwickeln sich nicht im luftleeren Raum, sondern werden vielmehr immer auch bedingt durch politische Entwicklungen und, damit einhergehend, durch die jeweiligen Interaktionsmuster von Bevölkerung und Obrigkeit.

Verdeutlicht wird diese Facette der Alltagskultur für das Publikum besonders in der Ausstellung „Die Banklady. Würden Sie bitte alles Geld einpacken?“, die seit 2007 im Volkskunde Museum Schleswig zu sehen ist. Diese Schau zeigt, dass die Motivation für Kriminaldelikte erstaunlich banal sein und sich bereits in dem Wunsch nach ein bisschen alltäglichem Luxus erschöpfen kann. Sie zeigt auch, dass solche Delikte nur dann möglich sind, wenn die Obrigkeit nicht, nicht mehr oder noch nicht in der Lage ist, das geltende Recht konsequent durchzusetzen, beispielsweise aufgrund mangelnder technischer Ausstattung der Polizei. Und sie zeigt, dass Alltagskultur dadurch entsteht, dass Menschen auf eine Lebensumwelt reagieren, die ihnen die Erfüllung bestimmter Bedürfnisse ermöglicht oder vorenthält.

Vor diesem Hintergrund erscheint es als konsequent, dass am Volkskunde Museum Schleswig die Polizeigeschichte als neuer Sammlungsbereich etabliert wurde. Auf diese Weise ist die Erforschung und Vermittlung der Wechselwirkungen von allgemein verbindlichen Regeln eines Gemeinwesens und deren Auswirkungen auf

die Gestaltungspraxen alltäglichen Handelns, wie beispielsweise in Form der Banklady-Ausstellung, erst möglich geworden.

2. Die polizeigeschichtlichen Bestände des Volkskunde Museums Schleswig

Der Sammlungsbereich setzt sich aus drei thematisch verwandten Beständen zusammen, die sich seit 2006 im Volkskunde Museum Schleswig befinden. Die beiden größeren, die Privatsammlung des ehemaligen schleswig-holsteinischen Landesbeauftragten für Polizeigeschichte, Wolfgang Kroker, und die ehemalige Lehrmittelsammlung der Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung Schleswig-Holstein sind im Rahmen von Schenkungen in das Eigentum der Stiftung Schleswig-Holsteinische Landesmuseen Schloss-Gottorf übergegangen. Ergänzt wird der museale Bestand durch eine kleinere Sammlung aus dem Privatbesitz des Polizeibeamten Stephan Diefenthal, die dem Museum als Dauerleihgabe zur Verfügung gestellt wurde.

In der Verwandtschaft des pensionierten Pfarrers Wolfgang Kroker war der Polizeiberuf sehr verbreitet. Er selbst entschied sich zwar für eine andere Karriere, durch sein familiäres Umfeld war er aber seit jeher den Umgang mit polizeirelevanten Themen und Gegenständen gewohnt. Er baute in 30jähriger Sammlungstätigkeit eine Kollektion polizeilicher Ausrüstungs- und Gebrauchsgegenstände auf, die in etwa den Zeitraum der letzten 250 Jahre umfasst. Von 1995 bis 2004 wurde er vom Innenminister des Landes Schleswig-Holstein zum ehrenamtlichen Landesbeauftragten für Polizeigeschichte bestellt.

Die Sammlung, wohl die größte private Polizeisammlung in Deutschland, umfasst über 600 historische Kopfbedeckungen aus der Bundesrepublik und ihren Vorgängerstaaten und aus dem europäischen Ausland, Uniformen unterschiedlichen Alters und unterschiedlicher Herkunft, eine Vielzahl militärischer Blankwaffen¹ und Briquets² (von denen ca. 100 derzeit in einer Sonderausstellung im Museum Altes Zeughaus im schweizerischen Solothurn gezeigt werden) sowie Urkunden, Büroartikel, historische Telekommunikationsobjekte und Instrumente der Geschwindigkeits- und Verkehrsüberwachung. Ebenso finden sich einige historische Fahrzeuge, Spielzeug aus der polizeilichen Öffentlichkeitsarbeit und ausgemusterte Ausstattungsgegenstände aus Polizeirevieren des Landes. Die Gesamtzahl der Objekte beträgt ca. 3000 bis 4000 Stück.

¹ Blankwaffe: Wir haben damit alle Klingenwaffen (also Säbel, Degen, Briquets und ähnliches) bezeichnet. Eigentlich gehören auch alle anderen Waffen dazu, die mit Muskelenergie funktionieren, also bspw. Armbrüste. Wir haben den Begriff allerdings als Äquivalent zu Klingenwaffen verwendet, da wir nicht über andere Unterarten von Blankwaffen verfügen.

² Briquet: Ein industriell gefertigter Säbel mit einem gegossenen Griff aus einem Stück ohne Lederbeschläge oder sonstige Applikationen. Die Fertigungsweise ermöglichte die Her-

Ohne Zweifel konzentriert sich die Sammlung Kroker auf solche Objekte, die in polizeilichen Zusammenhängen verwendet wurden und eine Rolle bei der Ausübung staatlicher Autorität und bei der Durchsetzung geltender Rechts- oder Unrechtsmaterien spielten. Die Bestände aus der Lehrmittelsammlung der Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung in Eutin sind gewissermaßen komplementär dazu aufgebaut. Hierbei handelt es sich um sogenannte Asservate, um Verwahrstücke, die von Angehörigen der Landespolizei Schleswig-Holstein polizeirechtlich beschlagnahmt und sichergestellt wurden. Die Sammlung bildet also gewissermaßen die Erfolge der Landespolizei und der Kriminalpolizei bei der Ausübung ihrer Aufgaben ab. Ursprünglich zu Schulungszwecken für den Polizeinachwuchs aufgebaut, hatte sie in Folge von Umstrukturierungsmaßnahmen im polizeilichen Ausbildungswesen zuletzt ihre praktische Bedeutung verloren. Sie wurde daraufhin abgebaut und an die Stiftung Landesmuseen übergeben.

Auch hier ist die Bandbreite der vorhandenen Gegenstände groß. Sie reicht von aufgeschweißten Panzerschranktüren über illegale, in Eigenregie abgeänderte oder selbst angefertigte Waffen bis hin zu Tatortdokumentationen. Auch die Objekte, die im Kontext der bereits angesprochenen Ausstellung „Die Banklady“ präsentiert werden, stammen aus dieser Sammlung. Deutlich erkennbar ist bei einem Teil der vorhandenen Bestände die Intention einer Abhärtung und psychischen Vorbereitung des auszubildenden Nachwuchses auf Herausforderungen im Rahmen der späteren praktischen Arbeit. Insbesondere gilt dies für Fotodokumentationen von Kriminaldelikten oder auch Unglücksfällen, die wegen ihrer Gewalt- und Verletzungsdarstellungen nicht für die Bestückung von Museumsausstellungen geeignet sind. Auch eher skurril und amüsant anmutende Objekte befinden sich in dieser Lehrmittelsammlung, wie beispielsweise eine Videokamera-Attrappe, die nicht nur dem geschulten Auge auf Anhub als Fälschung erkennbar ist.

Neben den Einblicken in die dokumentierten Kriminal- und Unglücksfälle selbst und in das polizeiliche Ausbildungswesen ist die Eutiner Sammlung noch auf einer weiteren Ebene aussagekräftig. Insbesondere die Objekte aus dem Kontext der Großdemonstrationen rund um das Atomkraftwerk in Brokdorf bilden eine sich wandelnde gesellschaftliche Rolle der Polizei ab. Über die bloße Bekämpfung von einzelnen Kriminaldelikten hinaus war sie in den vergangenen Jahrzehnten zunehmend mit dem Management gesellschaftlicher Konflikte betraut, in denen sich die Gesetzesübertretungen häufig gegen die Institution Polizei selbst richteten.³ Hier zeigt sich,

stellung größerer Stückzahlen und die Ausstattung größerer militärischer oder polizeilicher Verbände mit derartigen Waffen.

³ Vgl. <http://www.taz.de/nc/1/archiv/print-archiv/printressorts/digi-artikel/?ressort=ku&dig=2007%2F10%2F18%2Fa0022&src=GI&cHash=c9767e5e9d>.

dass auch die Wahrnehmung ihrer gesellschaftlichen Rolle sich in einem steten Wandel befindet und dass sie im Extremfall eben nicht nur als Ordnungshüter, sondern als Gegner wahrgenommen wurde und wird.

Stephan Diefenthal konnte bei der Zusammenstellung seiner Polizeikollektion von seiner eigenen Berufserfahrung profitieren. Dies zeigt sich besonders an einem Konvolut von Dienstbüchern, die den Polizeialltag über Jahre hinweg aus seiner persönlichen Perspektive abbilden. Diese Dienstbücher dienten beispielsweise der Protokollierung von Unfällen oder anderen dienstlich relevanten Ereignissen. Besonderes Augenmerk legte Diefenthal auch auf die Dokumentation polizeilicher Öffentlichkeitsarbeit. Aufkleber, Poster, Spielzeug und weitere Merchandising-Artikel unterschiedlicher Abteilungen der deutschen Landespolizeien geben Aufschluss über Selbstbild und thematische Schwerpunkte der PR-Maßnahmen. An diesen Beständen wird deutlich, dass Präventionskampagnen und die Akquisition von Nachwuchskräften zumindest zeitweise eine große Bedeutung innerhalb dieser Öffentlichkeitsarbeit hatten. Einige der vorhandenen Poster geben auf den Rückseiten Aufschluss über die Einstiegsmöglichkeiten und Karriereperspektiven im Polizei- oder auch Feuerwehrdienst. Ergänzt werden diese Bestände durch mehrere Dutzend deutsche Polizeiuniformen der Nachkriegszeit inklusive Kopfbedeckungen sowie Dienstgrad- und Hoheitsabzeichen internationaler Herkunft.

3. Die Bearbeitung der polizeugeschichtlichen Sammlungen

Die Nutzbarmachung der polizeugeschichtlichen Sammlungen für eigene Ausstellungen und den externen Leihverkehr setzt deren Erschließung und Inventarisierung voraus. Diese Aufgaben oblagen mir im Rahmen unterschiedlicher Beschäftigungsformen, die ich seit 2006 im Volkskunde Museum Schleswig innehatte.

Im Rahmen eines Praktikums im Juli und August 2006 kam ich erstmals mit diesen Objekten in Berührung. Daraufhin hatte ich Gelegenheit, mich als studentische Hilfskraft bis zur Beendigung meines Studiums im Sommer 2007 weiter für diese Aufgabe zu engagieren. Weitere Teilabschnitte der Bestände konnte ich im Rahmen meiner nun auslaufenden Tätigkeit als Beschäftigter des Museums bearbeiten. Die Inventarisierung des Gesamtbestandes ist jedoch durchaus nicht abgeschlossen, sondern wird aufgrund der Fülle an musealen Objekten viele weitere Arbeitsstunden in Anspruch nehmen.

Um für einzelne Sammlungsbereiche schneller zu Teilergebnissen zu kommen, wurde die Inventarisierung der Bestände in Abschnitte eingeteilt. Zunächst erfolgte eine listenartige Erfassung der Eutiner Bestände. Dazu wurden die Objekte mit Inventarnummern versehen, im Inventarbuch erfasst und beschrieben; für jedes

Objekt wurde außerdem eine digitale Fotografie angelegt. Auf der Basis des damit vorliegenden Datenmaterials ist für die Eutiner Bestände bereits die Bestückung eigener Ausstellungen und die Bearbeitung externer Leihanfragen möglich. So konnte neben der Ausstattung der Banklady-Ausstellung eine Anfrage des Wiener Museums für Verhütung und Schwangerschaftsabbruch nachgekommen werden, das für eine Ausstellung Werkzeuge und Objekte aus dem Kontext illegaler Schwangerschaftsabbrüche benötigte.

Im Anschluss an diesen Projektabschnitt galt die Aufmerksamkeit zunächst der Sammlung Diefenthal. Da es sich hierbei um den vergleichsweise kleinsten Teilabschnitt des Bereichs handelt, wurde eine möglichst vollständige Bearbeitung angestrebt. Zusätzlich zu den Arbeitsschritten im Kontext der Eutiner Sammlung wurde hier noch eine digitale Inventarisierung des Bestandes durchgeführt. Die digitale Inventarisierung erfolgte im Rahmen des Projektes DigiCult Museen Schleswig-Holstein, das an der Christian-Albrechts-Universität zu Kiel angesiedelt ist. Projektziel ist die digitale Erfassung und Publikation ausgesuchter Museumsbestände des Landes.⁴

Die Inventarisierungs-Software DokBase, die dabei verwendet wird, basiert auf dem Datenbank-Managementsystem Microsoft Access. Mitgeliefert wurden im Rahmen des Projektes auch die Programme ThumbsPlus zur digitalen Bildverwaltung und Photoshop zur Bildbearbeitung. Dieses Softwarepaket hat den Vorteil, dass die Verknüpfung der erfassten Objektdaten mit den zugehörigen Fotos problemlos möglich ist. Damit stehen die Objektdaten zur Veröffentlichung im Internet bereit. Ein weiterer Vorteil dieses Programmpakets ist, dass DokBase für die Generierung und den Ausdruck von Karteikarten auf Basis der erfassten Daten ausgelegt ist. Auch dieser Arbeitsschritt wurde für die Sammlung Diefenthal bereits probenhalber durchgeführt. Die so gewonnenen Erkenntnisse aus der Arbeit mit der Inventarisierungssoftware werden an das DigiCult-Projektteam weitergegeben und fließen in die permanent stattfindende Programmaktualisierung ein. Langfristig ist geplant, mit der Generierung von Karteikarten aus digitalen Daten das manuelle Ausfüllen von Karteikarten zu ersetzen, um auf diese Weise die Inventarisierungsarbeiten effektiver zu gestalten.

Die Aufmerksamkeit wurde daraufhin auf den größten Teilbestand des Bereichs Polizeigeschichte gelenkt, nämlich die Sammlung Kroker. Begonnen wurde mit dem Bestand an Kopfbedeckungen. Die Bearbeitung erfolgte analog zu der Sammlung Diefenthal; die digitale Erfassung musste zunächst jedoch aufgrund der großen Objektzahl kursorischer ausfallen. Auch auf den Karteikartendruck aus der DokBase-

4 Vgl. <http://digiicult.museen-sh.de>.

Software heraus wurde vorerst verzichtet. Dieser soll nachgeholt werden, wenn die vom Volkskunde Museum Schleswig aus an das DigiCult-Projektteam heran getragenen Anregungen zur Überarbeitung des Layouts für digitale Karteikarten umgesetzt sind.

4. Ausgewählte Objekte des Sammlungsbereichs Polizeigeschichte Attrappe einer Sony-Handycam⁵

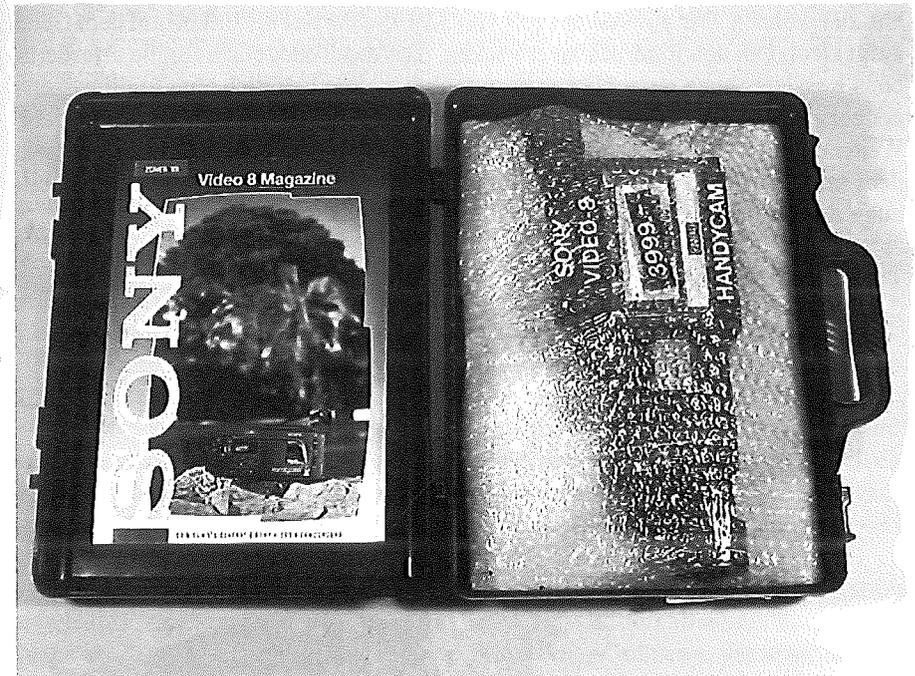


Abb.1: Attrappe einer Sony-Handycam, Inventarnummer 2007VK344.

Bei diesem Objekt aus der Sammlung der Eutiner Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung handelt es sich um die Attrappe einer Sony-Video-8-Handycam. Sie wurde im Jahre 1990 bei einer Wohnungsdurchsuchung sichergestellt. Der Handlungsreisende,

5 Vgl. Bundeskriminalblatt Nr. 176/90, S. 3f.

bei dem sie zusammen mit weiteren Fälschungen von Markenartikeln gefunden wurde, wollte sie offenbar in betrügerischer Absicht verkaufen.

Die „Kamera“ befand sich zur Zeit ihrer Sicherstellung bereits in dem Kunststoffkoffer, der auf der Abbildung zu sehen ist und möglicherweise ursprünglich zur Werkzeugaufbewahrung diente. Sie war in einen transparenten, luftgepolsterten Kunststoffüberzug eingeschweißt. Dieser sollte offenbar vortäuschen, dass es sich hierbei tatsächlich um ein empfindliches Gerät handle. Aus der Sicht des Trickbetrügers hatte diese Verpackung darüber hinaus den Vorteil, dass der Blick auf die Fälschung erschwert wurde. So war sie unter Umständen nicht auf Anhieb als solche zu erkennen. Der geforderte Preis von 3.999,- DM war als Etikett auf dem Gerät aufgeklebt. Um den Eindruck zu erwecken, dass das Einlegefach für die erforderlichen Kassetten auch tatsächlich vorhanden sei, wurde lediglich eine Audiokassette der entsprechenden Marke in ihrer transparenten Hülle auf das Gehäuse aufgeklebt. Weiter erhöht werden sollte die authentische Anmutung, indem ein Originalprospekt der Firma Sony der Lieferung beigelegt wurde. Es zeigt auf der Titelseite eine Abbildung des Originalgerätes.

Thompson M1928A1



Abb. 2: Thompson M1928A1, Herstellungszeitraum 1928-1944, Inventarnummer 2007VK50.

Auch dieses Objekt stammt aus der ehemaligen Eutiner Lehrmittelsammlung. Es gehört in den Kontext des Banklady-Kriminalfalles. „Wenn ich irgendwo rein kam, wo 30 Leute drin waren, und ich hab die .45er Thompson unterm Mantel rausgeholt und vielleicht auch noch laut durchgeladen, dann möchte ich den sehen, der dagegen angeht.“⁶ Hermann W., führender Kopf der Banklady-Bande, beschreibt die psychologische Wirkung dieser von ihm bevorzugten Tatwaffe sehr prägnant.

Bei den 19 Banküberfällen, die die Banklady und ihre Komplizen zwischen 1965 und 1967 verübten, spielte das hier vorgestellte Objekt eine entscheidende Rolle. W. hatte dieses Exemplar im Versandhandel als demilitarisierte Dekowaffe erworben und in Eigenregie wieder gebrauchsfähig gemacht.⁷ Auch die benötigten Patronenmagazine stellte er selbst her. Beim letzten Überfall der Banklady und ihrer Bande wurden vier Bankangestellte mit Schüssen aus dieser Waffe zum Teil schwer verletzt.

Obwohl die M1928A1 ursprünglich als Ordonnanzwaffe⁸ konzipiert wurde, zielte sie auf dem militärischen Sektor erst um 1940 herum den erwarteten Erfolg. Dafür war sie im sogenannten „zivilen Markt“, also in Verbrecherkreisen, bereits in den 1930er Jahren umso erfolgreicher. Aufgrund ihrer Beliebtheit bei bewaffneten Auseinandersetzungen zwischen Banden in US-amerikanischen Großstädten wie Chicago erhielt sie auch den makabren Beinamen „Chicago Typewriter“.⁹

Der Prototyp der auch Tommygun genannten Waffe wurde im Jahre 1918 vom US-amerikanischen General John T. Thompson entworfen und daraufhin beständig weiterentwickelt. Sie konnte mit Stangen- oder Trommelmagazinen bestückt und mit einem zusätzlichen Kolben ausgestattet werden. An der Mündung befindet sich ein Kompensator, auch Mündungsbremse genannt, durch den die Feuergeschwindigkeit verringert werden konnte. Diese Vorrichtung¹⁰ war in erster Linie für den Gebrauch durch Marineeinheiten konzipiert worden.

Der Literatur zufolge wurde die Produktion der Tommygun in den 1970er Jahren durch die Firma Numrich wieder aufgenommen, sie wird dort allerdings aktuell nicht mehr im Produktportfolio geführt.¹¹ Die Firma Auto-Ordnance, die ursprüngliche

- 6 O-Ton aus dem Dokumentarfilm „Die Banklady-Story“, Autor: Martin Nigggeschmidt.
- 7 Gemäß mündlichen Informationen der Polizeidirektion für Aus- und Fortbildung Eutin (Hr. Prostka/Hr. Schnaut).
- 8 Ordonnanzwaffen: dies sind solche, die von militärischen oder polizeilichen Einheiten als offizielle Ausrüstungsgegenstände eingeführt werden oder wurden.
- 9 Vgl. <http://de.wikipedia.org/wiki/Tommygun>.
- 10 Vgl. Reiner Lidschun/Günter Wollert: *Infanteriewaffen gestern (1918-1945)*, Bd. 2. Berlin 1996, S. 537-544.
- 11 Vgl. www.numrich.com.

Herstellerin, beschreibt dieses Modell in ihrem Katalog detailliert, weist jedoch darauf hin, das es sich aktuell außer Produktion befindet.¹²

Schirmmütze der Landespolizei Schleswig-Holstein

Mützen des in Abb. 3 dargestellten Typs wurden zwischen 1963 und 1980 von der Schutzpolizei Schleswig-Holstein verwendet. Im Anschluss an die polizeiliche Verwendung übernahm Stephan Diefenthal das Objekt in seine Sammlung. 2006 gelangte sie so in das Volkskunde Museum Schleswig.

Diese Uniformmütze ist aus Kunstleder als Obermaterial und schwarzem Kunststoff als Material für den Mützenschirm gefertigt. Der Mützentuchrand besteht aus grünem Textil. An der Frontseite der Mütze oberhalb des Schirms sind eine Kokarde¹³, ein Polizeistern und ein silberfarbenes, geflochtenes Mützenband angebracht. Der Stern zeigt mittig das Wappen des Landes Schleswig-Holstein und weist den Träger der Mütze damit als Angehörigen der Schutzpolizei Schleswig-Holstein aus. Mit der kreisförmigen, schwarz-rot-goldenen Kokarde wird darauf hingewiesen, dass der Träger der Mütze neben dem Recht seines Bundeslandes (in diesem Falle Schleswig-Holstein) zugleich immer auch Bundesrecht vollzieht.¹⁴ Das Mützenband wird an beiden Seiten von silberfarbenen Knöpfen gehalten. Der Stern und das Mützenband befinden sich am Mützentuchrand, die Kokarde oberhalb.

Die Konstruktion der Mütze ist patentiert: Zwischen Mützentuchrand und Schirm liegt eine verdeckte Pappeinlage. Dahinter ist das aus Kunstleder bestehende, mit Schaumstoff unterfütterte Schweißleder eingenäht. Die Kante des Schirms ist zusätzlich mit eingenähten Samtstreifen überzogen. Diese Konstruktion führt dazu, dass die Kante aus der Drucklinie herausgerückt und der Tragekomfort wesentlich erhöht wird.¹⁵

Tschako der Preußischen Kommunalpolizei

Bei der Zusammenstellung seiner Sammlung von polizeilichen und militärischen Kopfbedeckungen widmete Wolfgang Kroker dem Tschako besondere Aufmerksamkeit. Bei diesem Typus handelt es sich weder um einen Helm noch um einen Hut, sondern um eine eigene Art der Kopfbedeckung ungarischen Ursprungs.¹⁶

¹² Vgl. www.auto-ordnance.com.

¹³ Kokarde: ein kreisförmiger Aufnäher oder Abzeichen auf Uniformteilen (häufig Kopfbedeckungen) mit militärischer oder politischer Bedeutung und Aussagekraft hinsichtlich der hoheitlichen Zuordnung des Uniformstücks.

¹⁴ Vgl. [www.wikipedia.de/Kokarde\(Abzeichen\)](http://www.wikipedia.de/Kokarde(Abzeichen)).

¹⁵ Vgl. Patentschrift des Deutschen Patentamtes Nr. 816903, 1951.

¹⁶ Vgl. <http://www.schlossmuseum.de/objekt/objekt1.html>.

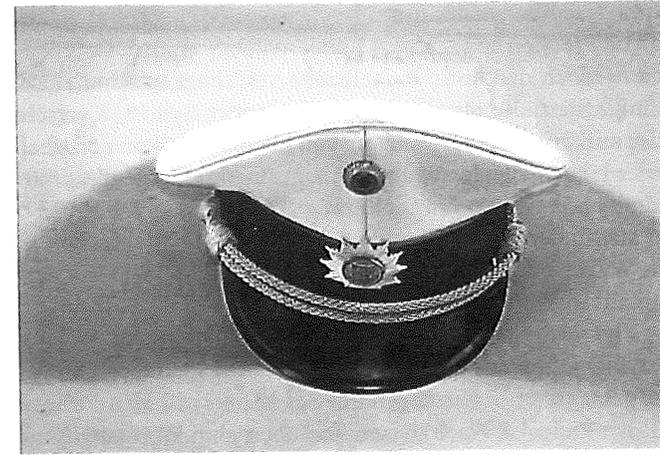


Abb. 3: Schirmmütze der Landespolizei Schleswig-Holstein, Inventarnummer 2007VK688.



Abb. 4: Tschako der Preußischen Kommunalpolizei, Inventarnummer 2008VK7.

1806 durch Napoleon in der französischen Armee eingeführt, wurde er schon im Jahr darauf von Preußen und anderen Ländern übernommen. Bereits im Jahre 1842 wurde er hier jedoch durch die Pickelhaube verdrängt und nur für die Jäger, den Train und einige Spezialtruppen weiterhin verwendet. Seit 1918 verschwand er dann völlig aus der militärischen Verwendung und blieb der Polizei vorbehalten, wo er bis in die Zeit der jungen Bundesrepublik hinein stadtbildprägend wirkte.¹⁷ Endgültig aus der polizeilichen Verwendung entfernt wurde er erst im Jahre 1979. Bis zu der in diesem Jahr stattfindenden Einführung der bundeseinheitlichen Polizeiuniform gab es in Baden-Württemberg noch einen Bestand von 234 Tschakos zur Verwendung bei repräsentativen Anlässen.¹⁸

Bei dem hier vorgestellten Objekt handelt es sich um ein Tschako der Preußischen Kommunalpolizei aus dem Jahr 1931, der bis 1933 dienstlich verwendet wurde.¹⁹ Später gelangte er in das Eigentum des bereits zitierten Polizeibeamten und Sammlers Erich Radecke. Nach dessen Tod übernahm Wolfgang Kroker das Stück im Jahre 2000. Im Kontext seiner Sammlung befindet es sich seit 2006 im Volkskunde Museum Schleswig.

Der mit schwarzem Filz bezogene Korpus aus Vulkanfiber weist an den Seiten und vorne je eine Sieblüftung auf. Er ist mit einem goldfarbenen Offiziersstern und einer flachen goldfarbenen Schuppenkette an Offiziersrosetten ausgestattet. Das schwarz-weiße National als preußisches Hoheitsabzeichen ist offiziersmäßig, d.h. mit einem umlaufenden, geflochtenen Silberband gearbeitet. Bei diesem Stück handelt es sich um eine individuelle, auf private Kosten des Trägers angefertigte Ausführung, wie den Herstellerangaben auf dem Innenfutter zu entnehmen ist. Dort findet sich neben dem Firmenschriftzug „EREL“ mit zwei Löwen der Vermerk „Sonderklasse“. Das belüftete Innenfutter wurde aufwendig aus Leder und Seide mit Bambusspannung angefertigt.

Das hier vorgestellte Objekt hat gemäß einer aktuellen Schätzung des Sammlers einen Versicherungswert von 2.000,- €.

5. Abschließende Bemerkungen

Zum Abschluss dieser Vorstellung des Sammlungsbereichs Polizeigeschichte am Volkskunde Museum Schleswig sollen noch einige Überlegungen zur weiteren Bearbeitung der vorhandenen Bestände dargelegt werden. Dabei steht die Frage im

17 Vgl. <http://www.zeit.de/1993/17/Schupos-Dunstkiepe>.

18 Radecke, Erich: Geschichte des Polizei-Tschakos. Von der Alten Armee bis zur Polizei. Hilden 1981, S. 106 f.

19 Tschakos dieses Typs wurden jedoch bereits seit 1918 eingesetzt.

Mittelpunkt, unter welchen Bedingungen diese für volkskundliche Forschungszusammenhänge fruchtbar gemacht werden können.

Aus der Sicht der Volkskunde ist es nicht unproblematisch, dass es sich bei den Sammlungen ihrer ursprünglichen Konzeption nach um rein polizeikundliche Bestände handelt. Sie wurden jeweils aus einer polizei-internen Perspektive angelegt, sei es, um die Polizei selbst, ihre innere Struktur und ihre geschichtliche Entwicklung darzustellen oder um Aspekte des Polizeiberufes für den zu schulenden Nachwuchs anschaulich zu machen.

Um die vorhandenen Bestände für die volkskundliche Forschung gewinnbringend zu nutzen, wird es nicht selten erforderlich sein, die ursprüngliche Intention zunächst offen zu legen, um ihr dann bewusst eine volkskundliche Näherungsweise entgegen zu setzen. Denkbar sind in diesem Zusammenhang beispielsweise Ansätze, die vorhandenen Objekte als Zeugen individueller Geschichten, Biographien und Schicksale zu begreifen, um von ihnen ausgehend nach der Person des Besitzers, seinen Lebensumständen und seiner Wahrnehmung der Institution Polizei zu fragen.

Denkbar wären auch Forschungen, die die symbolische Intention von polizeilichen Hoheitsabzeichen in den Blick nehmen. In diesem Zusammenhang lässt sich beispielsweise die Frage stellen, welche Umstände bei der Einführung und Ausmusterung des Tschakos eine Rolle gespielt haben, und ob dabei möglicherweise neben rein praktischen Erwägungen auch symbolische Kriterien maßgeblich waren. Auffällig ist, dass die einschlägige Literatur zwar die sukzessive Ausmusterung des Tschakos in der Nachkriegszeit schildert, die Umstände, die dazu geführt haben, jedoch kaum beleuchtet.²⁰ Anders gefragt: Welcher Wandel der Selbstwahrnehmung und Außenwirkung der Polizei und ihrer Angehörigen geht mit dem Wandel ihres äußeren Erscheinungsbildes einher?

Albrecht Lehmann hat in einem Beitrag in der Zeitschrift für Volkskunde das „Militär als Forschungsproblem der Volkskunde“²¹ skizziert. Er hat dabei auf die Relevanz persönlicher Erfahrungen von Militärdienst und Krieg aus volkskundlicher Perspektive hingewiesen. Die Polizei als Forschungsbereich der Volkskunde scheint diesem Problemkomplex relativ nahe zu stehen. Auch Polizeibeamte sehen sich häufig mit Extremerfahrungen konfrontiert, die allerdings im Gegensatz zum militärischen Dienst in Friedenszeiten gemacht werden. Der Sammlungsbereich Polizeigeschichte am Volkskunde Museum Schleswig bietet Anlass, die diesbezüglichen Forschungen zu intensivieren.

20 Vgl. Radecke 1981.

21 Lehmann, Albrecht: Militär als Forschungsproblem der Volkskunde. Überlegungen und einige Ergebnisse, in: Zeitschrift für Volkskunde, 78 (1982), S. 230-245.

Am Seminar für Europäische Ethnologie/Volkskunde der Christan-Albrechts-Universität zu Kiel abgeschlossene Examensarbeiten 2006-2007¹

2006

Susanne Groth: Ein überzeichneter Beruf. Der Bauer zwischen Bildwitz und Lebenswirklichkeit (M.A.)

Marion Wetzel: Zur Integration der Vertriebenen nach 1945 in Schleswig-Holstein. Eine Untersuchung zur Arbeit der evangelischen Landeskirche am Beispiel ausgewählter holsteinischer Gemeinden (Diss.)

2007

Sandra Birkoben: Die Hausbesetzerszene in Kiel – ethnografische Zugänge (M.A.)

Anna Buck: „Düppel, 18. April 1864“ – Repräsentation, Identifikation und Erinnerung. Zum Umgang mit „cultural heritage“ (M.A.)

Anna Nuth: „... konnte die Stadtplanung davon ausgehen, ihn dem Verkehr zu opfern.“ Die gesellschaftlichen Verhandlungen über den Abriss des Kieler Sophienhofs (M.A.)

Anne Peper: Kitesurfen. Ein Sport zwischen Ich-Findung, Vergemeinschaftung und Risiko (M.A.)

Kristina Porila: Die Rockgruppe Ruja – Texte und Kontexte. Rockmusik in Estland in den 1970er Jahren (M.A.)

Anja Scheller: Inszenierung von Küste in Ausstellungen und Museen an der schleswig-holsteinischen Nordsee (M.A.)

Malte Steins: Stoffgeschichte „Ozon“. Zur Kultur des Unsichtbaren (M.A.)

Verena Wedel: Küche und Lebensstil. Vermarktungsstrategien und Bedeutungswandel in den 1960er Jahren und in der Gegenwart (M.A.)

Sabine Werthmann: Vertrauensbildende Maßnahmen. Warum wir essen, was wir essen (M.A.)

¹ Für den Zeitraum 2004-2005 siehe TOP 31, 16/2006, S. 48.

Auf den Hund gekommen – eine Ausstellung zum Dackel im Kreismuseum Prinzesshof in Itzehoe

Alexander Eggert

Vom 24. Februar bis zum 11. Mai 2008 war dem Dackel unter dem Titel „Kult auf krummen Beinchen – Der Dackel zwischen Sofawolf und Jagdhelfer“ eine Ausstellung im Kreismuseum Prinzesshof in Itzehoe, wo ich seit August vergangenen Jahres ehrenamtlich tätig bin, gewidmet. Hierfür beauftragte mich die Museumsleiterin Dr. Anita Chmielewski-Hagius im Rahmen eines Werkvertrages Ende Januar mit der Konzeption und inhaltlichen Ausgestaltung, der Organisation sowie der Beschaffung der Exponate und dem Abfassen der Ausstellungstexte.

Die Ausstellung war in sechs Abteilungen gegliedert: Die erste stellte dabei die unterschiedlichen Dackelrassen vor und ging auf die Zuchtverläufe und -absichten wie die Einkreuzungen bei den verschiedenen Haarvariationen und rassetypischen Merkmale ein, die zweite beschäftigte sich mit der Geschichte des Dackels, um die „anmutige kleine Wurst auf vier Beinen“, wie Königin Victoria den Dackel einst beschrieb, näher kennen zu lernen. Daran schlossen sich die weiteren Stationen „Der Teckel als Jagdhelfer“, „Modehund der 1950er bis 1970er Jahre“ und „Zucht- und Prüfungsauszeichnungen“, auf denen der Schwerpunkt aufgrund der Vielzahl der zusammengetragenen Exponate lag, an.

Der Chronologie folgend, bildete der Bereich zur Jagd – dem originären Metier des Dackels – den dritten Punkt, in der Ausstellung durch die Jagdszene mit ausgestopftem Dachs und Fuchs und die Utensilien dargestellt, derer es zu Ausbildung und Einsatz des Teckels hierbei bedarf. Fährtenschuhe, Halsungen, Schweißriemen, aber auch Materialien des Försters und Jägers von der archaisch anmutenden Saufeder bis zur Jägerkluft wurden hier gezeigt und ihre Funktionen erklärt.

Eine völlig andere Facette des Dackels ist sein Status als Kulttier der 50er bis 70er Jahre, der durch ein Wohnstubenarrangement, einem Autoheck und den daran anschließenden Bebilderungen und Vitrinen verdeutlicht wurde. Zahlreiche Objekte in bzw. mit Dackelmotiv entstanden zu dieser Zeit, vom Rauchverzehrer im Dackellook über Sammlerfiguren aus Porzellan und Keramik, Spielzeuge wie die hölzernen Nachziehhunde und nicht zu vergessen die ganzen Stoffdackelvariationen, die nicht nur von Firma Steiff & Co., sondern auch daheim in Handarbeit gefertigt wurden. Auch zahlreiche Gegenstände, die im Alltag verwendet werden, bekamen Dackelmotive oder -formen verpasst. Vier große Vitrinen zeigten Seifenspender, Becher, Kämmen, Aschenbecher, bestickte Krawatten, Nussknacker, Zierteller und vieles mehr, was die leihgebenden Dackelfreunde über die Jahrzehnte gesammelt haben. All diese Dinge sind

Ausdruck einer Passion, die in den 60er und 70er Jahren begann und bis heute anhält. Das bereits erwähnte, gezimmerte Autoheck zeigt eine solche, Mitte der 1990er Jahre wieder aktuell gewordene Modeerscheinung: den Wackeldackel.

Des Weiteren gibt es zahlreiche Bücher aus diesen Jahren, die sich den Dackel zum Thema oder gar zum Titelhelden gemacht haben. Hauptsächlich handelt es sich dabei um an Dackelliebhaber gerichtete Lektüre sowie um Kinder- und Jugendliteratur. Insbesondere durch sein Äußeres (Größe, Form) und die ihm zugeschriebenen Eigenschaften (Eigenwilligkeit, Intelligenz, Hang zur Schauspielerei) eignet er sich als literarisches Motiv. Diesem Aspekt widmete sich die Unterabteilung mit dem treffenden Namen „Bell-etristik“.

Der Dackel wurde in dieser Zeit außerdem mehr und mehr zu einem deutschen Wahrzeichen, das beweist nicht nur das Olympia-Maskottchen „Waldi“ von 1972, dem ersten Maskottchen bei den Sommerspielen überhaupt, das, so der Erfinder Willi Daume, den deutschen Charakter verdeutlichen sollte. Nach dem 2. Weltkrieg begann die Verbreitung des Dackels auch verstärkt in den USA und in Japan, wo er alsbald zum Werbehelden und Glücksbringer avancierte. So unter anderem bei der japanischen Fußballnationalmannschaft, deren Glücksbringerdackel auf den obskuren Namen „Erwin Rommel“ hört. Aber auch viele Prominente aus Politik, Schauspielerei sowie der Musik- und Kunstszene hielten bzw. halten sich einen Dackel: Kaiser Wilhelm II., Frida Kahlo, John Wayne, Elizabeth Taylor, Andy Warhol, George Harrison, Pierre Brice, Pablo Picasso, Brigitte Bardot, Prinz Henrik von Dänemark... – die Liste ist noch weitaus länger. Doch nicht nur das: Der Autor Florian Langenscheidt zählt den Dackel gar zu den „250 Gründen, unser Land heute zu lieben“ und in Film und Fernsehen ist der Dachshund auch vertreten. Diese Facette ist ebenso aufgegriffen worden und hatte nebst Bildern von Prominenz und ihrem Vierbeiner auch die eine oder andere Anekdote vom Verhältnis zwischen Herrchen bzw. Frauchen und Dackel zu bieten.

Die letzte Abteilung widmete sich den Zucht- und Prüfungsauszeichnungen. Bereits Ende des 19. Jahrhunderts eroberten Kurz-, Rau- und Langhaardackel die Bühnen internationaler Zuchtausstellungen und anderer Wettbewerbe. Die Kürungen als Zuchtschau- oder Schönheitschampion gelten seither als Qualitätsmerkmal für Dackel und Züchter, geben doch die Auszeichnungen und Preise, die auf der Ahnentafel vermerkt werden, Auskunft über ihre Tauglichkeit. Gleiches gilt für die Erfolge bei Jagdprüfungen, die den Wert des Teckels als Gebrauchshund steigern. Die ausgestellten Pokale, Urkunden und Ehrenpreise, die der Züchter oder Dackelbesitzer daheim zumeist stolz im Schrank zur Schau stellt, sollten dabei exemplarisch die Bemühungen der Züchter und Besitzer um den Teckel, sowohl bei der Zucht- als auch beim Jagdeinsatz, bezeugen, was für einige zum Selbstverständnis als Dackelfreund gehört.



Abb. 1: Eingangsbereich der Ausstellung.



Abb. 2: Ausstellungsraum.

Natürlich blieben innerhalb der Ausstellung Aspekte wie die Bedeutung des Teckels als Haustier oder das Vereinsleben der verschiedenen Dackelklubs unberücksichtigt, galt es doch vornehmlich, den Dackel selbst in den Mittelpunkt zu rücken und für diesen Interesse zu wecken, gerade auch hinsichtlich des jährlich stattfindenden Itzehoer Dackelrennens.

Dies gelang zudem durch das Rahmenprogramm zur Ausstellung, das sowohl von den Museumsbesuchern, als auch von den Medien begeistert aufgenommen wurde. Die Ausstellungseröffnung, die „Wahl des sympathischsten Teckels – Germany's Next Top-Dackel“, eine Präsentation von Filmhunden und ihres Kunststücksrepertoires sowie ein Nachmittag, an dem der Film „Liebe auf krummen Beinen“ von 1959 gezeigt wurde, sorgten für einen vollen Vortragssaal und waren den Fernsehsendern NDR und RTL insgesamt sieben Beiträge wert; auch im Radio und in der lokalen und regionalen Presse wurde über das ungewöhnliche Ausstellungsthema berichtet. Aufgrund des Zuspruches wurde schließlich die Ausstellung sogar um einen Monat verlängert.

Nach den Unterredungen mit Dackelliehabern, die im Übrigen durch ihre Bereitschaft zur Leihgabe ihrer Sammlungen und Kostbarkeiten sehr zum Gelingen der Ausstellung beigetragen haben, und der geschilderten Rezeption hat es den Anschein, als sei der Teckel aufgrund seiner Beliebtheit und Rolle als Jagdgefährte, Familienmitglied, Modehund und Symbolfigur zu Recht zum Gegenstand einer Ausstellung gemacht worden. Für mich als Volkskunde-Student war es insgesamt eine überaus lohnende Erfahrung, für welche ich Frau Dr. Chmielewski-Hagius ganz besonders danke.



Abb. 3: Ausstellungsvitrine.



Abb. 4: Dackel-Wohnstüber-Arrangement.

GVSH-Kassenbericht. Abrechnung für das Geschäftsjahr 2007*

A. Kontostand am 01.01.2007:	EURO	2.744,52
B. Einnahmen:		
1. Mitgliedsbeiträge/Spenden	EURO	2.298,45
2. Verkauf TOP/Publikationen	EURO	216,90
Gesamt:	EURO	2.515,35
C. Ausgaben:		
1. Herstellung/Druck/Vertrieb TOP	EURO	2.332,50
2. Vortragsreihe	EURO	475,00
3. Internetpräsenz	EURO	83,88
4. Porti/Büromaterial/div. Leistungen	EURO	111,65
5. Spende Internetseite dgV	EURO	100,00
6. Bankgebühren	EURO	66,43
Gesamt:	EURO	3.169,46
D. Saldo:	EURO	- 654,11
E. Kontostand am 31.12.2007:	EURO	2.090,41

Kiel, 10. Mai 2008

Dr. Thomas Winkelmann

* Zugunsten der Überschaubarkeit wurden in dieser Abrechnung nur die im Jahr 2007 registrierten Buchungen berücksichtigt. Forderungen und Verbindlichkeiten aus 2006 und 2008 werden deshalb an dieser Stelle nicht ausgewiesen. Sinn dieser Aufstellung ist es, unseren Mitgliedern aufzuzeigen, wie die Mitgliedsbeiträge verwendet wurden.

Buchbesprechungen

Gundula Hubrich-Messow (Hg.): Schleswig-Holsteinische Volksmärchen. Schwänke von Männern und Jungen. Der dumme Mann (AT 1675-1724); Predigerschwänke (AT 1725-1849); Schwänke von anderen Berufsgruppen (AT 1850-1874); Lügengeschichten (AT 1875-1999); Kettenmärchen (AT 2000-2399); Unklassifizierte Erzählungen (AT 2400-2499) und Nachträge (AT 300-999). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2007, 381 S.

Bald ein halbes Jahrhundert ist vergangen, seit der Erzählforscher Kurt Ranke die Aufgabe in Angriff genommen hatte, einen Bestandskatalog schleswig-holsteinischer Volksmärchen zu erstellen. In seiner Nachfolge ist es Gundula Hubrich-Messow, die die so aufwendige wie verdienstvolle Arbeit fortgesetzt und in den letzten zwanzig Jahren drei Bände Schleswig-holsteinischer Volksmärchen ediert hat. Mit dem nunmehr vorliegenden dritten und letzten Band wird dieser Bestandskatalog abgeschlossen und ein Werk vorgelegt, das in der Bundesrepublik einmalig ist. In diesem letzten Band erfahren wir in den Predigerschwänken, wie gerne man sich über die geistliche Obrigkeit, die Pfarrer und ihre vermeintliche Tugendhaftigkeit lustig machte, und in anderen Schwänken lesen wir von dörflichen Tölpeln, die selbst ihr Vieh noch zum Bürgermeister machen wollten. In dreiunddreißig Lügengeschichten, die an die Fabulierkunst eines Münchhausen erinnern, lassen offenkundige Übertreibungen und deftige Lügen die Leser und Zuhörer schmunzeln. Als weiterer Erzähltyp finden sich elf sogenannte Kettenmärchen, deren sprachliche Gestaltung besonders gut vorstellen lässt, wie sie dereinst erzählt wurden. Neue Erzähltypen finden sich im letzten Kapitel mit insgesamt dreißig Nachträgen.

Wie auch in den vorangegangenen beiden Bänden gibt Gundula Hubrich-Messow zu allen Texten und ihren Varianten ausführliche inhaltliche und sprachliche Anmerkungen, die die ganze Vielfalt der Volksmärchen erst deutlich machen. Auf 381 Seiten findet somit nunmehr der Bestandskatalog der Schleswig-Holsteinischen Volksmärchen seinen mehr als gelungenen Abschluss. Es ist das Verdienst der Herausgeberin Gundula Hubrich-Messow, dass hierdurch das Erzählgut Schleswig-Holsteins, festgehalten in Hoch- und Niederdeutsch sowie in Friesisch und Sønderjysk, einem breiten Publikum verfügbar gemacht worden ist. Dabei liefern die Texte und die ausführlichen Hinweise der Herausgeberin eine Fülle von Ansätzen, um sich weitergehend mit den Volksmärchen, ihren Lokalitäten und ihrer Sprache zu befassen.

Nina Jebesen

Sonja Kinzler: *Kanonen statt Butter. Ernährung und Propaganda im „Dritten Reich“*. Kiel (Verlag Ludwig) 2007, 40 S., 29 Abb.

Ausstellungskataloge wiegen oft schwer – sowohl was den Verkaufspreis angeht, als auch in Bezug auf den Seitenumfang. Eine sympathische Ausnahme bildet hier das schmale Bändchen „Kanonen statt Butter“, welches als Beiheft zur gleichnamigen Ausstellung – Untertitel: Ernährung und Propaganda im „Dritten Reich“ – von Sonja Kinzler verfasst und von Doris Tillmann herausgegeben wurde. Eigentlich würde 21 x umblättern genügen, dann hätte man das Heft bereits von vorne bis hinten durchgelesen. Dass daraus dann doch einige Male mehr werden, liegt nicht zuletzt an den 29 Abbildungen, die durchgehend vierfarbig und zudem in vernünftiger Größe abgedruckt sind und deshalb gerne mehrfach betrachtet werden.

Doch auch abseits der bunten Bilder hat das Bändchen einiges zu bieten: Geschichte wird die inhaltliche Ordnung nach Themen mit einem chronologischen roten Faden verknüpft.

So berichtet Kinzler z.B. von Kampagnen wie dem „Eintopfsonntag“ oder „Kampf dem Verderb“, in denen nationalsozialistische Ideologie mittels gezielter Propaganda in die heimische Küche getragen wurde. Der Mann kämpft an der Front, die Frau am Herd, so die Devise. Herausgestellt wird dabei auch, mit welchen Argumenten die Propaganda agierte. Mal wurde gezielt für deutsche Produkte geworben, um die Abhängigkeit von Nahrungsmittelimporten zu verringern, mal wurden Gesundheitsargumente vorgeschoben, um eine Verbrauchslenkung zu erzielen. Der heutige Stellenwert des Vollkornbrottes oder die Ansicht, dass Fisch besonders gesund sei, haben ihre Wurzeln nicht zuletzt in solchen Kampagnen der Nationalsozialisten. Auch Appelle an die Opferbereitschaft der Bevölkerung – z.B. bei den Nahrungsmittelsammlungen des Winterhilfswerks – oder an die Sparsamkeit und den Ehrgeiz der Hausfrau, mit geringsten Mitteln und Ersatzstoffen auszukommen, gehörten zum Repertoire der Propagandisten und mündeten in Abstrusitäten wie dem im Katalog abgebildeten Kochrezept für „Reisreste mit Fleischresten“.

Da die Ausstellung vom 12.11.2006 bis zum 13.5.2007 im Kieler Stadtmuseum gezeigt wurde, finden sich im Begleitband immer wieder auch historische Bezüge zur heutigen Landeshauptstadt, so z.B. wenn über die Beratungsstellen oder die Lehrküche des Kieler Frauenwerks der NS-Frauenschaft berichtet wird. Diese lokalen Anknüpfungspunkte werden Kieler und Schleswig-Holsteiner bei der Lektüre sicherlich besonders zu schätzen wissen.

Insgesamt kann das komplexe Thema auf nur 40 Seiten natürlich lange nicht erschöpfend behandelt werden und kratzt, wie z.B. beim Kapitel „Essen in der »Volksgemeinschaft«: – außerhäusliche Verpflegung im »Dritten Reich«“ – etwas zu sehr

an der Oberfläche. Trotzdem ergeben sich bei der Lektüre immer wieder kleine Aha-Erlebnisse, so z.B. wenn man etwas intensiver über die Aufgaben eines „Reichsvollkornbrottausschusses“ nachdenkt, oder beginnt, über den damaligen und heutigen Stellenwert des Eintopfes zu sinnieren. Alles in allem: eine runde Sache!

Guntram Turkowski

Landesamt für Denkmalpflege Schleswig-Holstein / Schleswig-Holstein Maritim e.V. (Hg.): *Kurs Schleswig-Holstein. Maritime Kultur zwischen den Meeren*. Hamburg (A + I Verlag GmbH) 2007, 116 S.

Das Land Schleswig-Holstein preist seit vielen Jahren seine maritime Kultur – sowohl in der Tourismuswerbung als auch zur Eigendefinition seiner Bewohner. „Das Land zwischen den Meeren“ lebt zum großen Teil von seinen maritimen Attraktionen. In dem Maße, wie traditionelle maritime Berufe zurückgehen, die maritime Wirtschaft immer weniger den Alltag der Menschen und das Bild der Städte und Orte bestimmen, werden Konstrukte erdacht, die diesen Verlust ausgleichen. Fischerfeste und -umzüge sind einer Vielzahl von Festen gewichen, die sich gern unter ein maritimes Motto stellen, dass oft jedoch ein Etikett bleibt. Die Segelschiffe in den Häfen sind heute Museums- oder Traditionsschiffe, an Gebäude, die ehemals einem maritim-wirtschaftlichen Zweck dienten, erinnern heute oft nur noch die Namen. Die maritime Landschaft Schleswig-Holsteins hat sich in den vergangenen Jahrzehnten stark gewandelt und dieser Wechsel ist nach wie vor nicht abgeschlossen.

Fakt ist: Maritimität boomt. Von daher ist es eigentlich erst einmal verwunderlich, dass ein Büchlein, das sich ausschließlich mit maritimen Sehenswürdigkeiten in Schleswig-Holstein befasst, erst jetzt auf dem Markt erschienen ist. Ideen und Pläne dazu gab es bereits lange, aber nun liegt endlich eine Umsetzung greifbar auf dem Tisch. Die Bearbeiter Eva von Engelberg-Dockal und Stefan Lipsky haben das Land aufgeteilt in Nord- und Ostsee sowie die Regionen Eider/Treene, Nord-Ostsee-Kanal und Elbe. Innerhalb dieser Abgrenzungen finden sich die Hinweise in alphabetischer Reihenfolge der Orte, illustriert durch kleine Farbabbildungen. Die Angaben zu den genauen Standorten einzelner Objekte sind leider nur teilweise mit aufgenommen, was Ortsfremden die Suche mitunter erschweren könnte.

Verstärkt findet der Leser ausführlichere Informationen. Allerdings ausschließlich zu Schiffen: dem Brandtaucher und dem Nydam-Boot, „Votivschiffen“ und historischen Schiffen in der Malerei. Übergreifende Ausführungen zu einzelnen

Themenkomplexen bereichern eine solche „Datensammlung“ ungemein; es hätten gern mehr und vielleicht ein wenig abwegigere Darstellungen sein dürfen. Die Einschränkungen sind sicher dem knappen Umfang des Buches geschuldet, ebenso wie die z.T. extrem knappen Beschreibungen der Objekte. Die Reduzierung auf die allernotwendigste Information führt fast zwangsläufig zu Ungenauigkeiten am Rande der Richtigkeit. Von daher ist es ein wenig bedauerlich, dass die Verantwortlichen für das Projekt „Maritimer Kulturführer“ sich diesem Format (21 cm x 10,5 cm) und dem knappen Raum unterworfen haben.

Kurs Schleswig-Holstein gibt dennoch einen kompakten Überblick über die maritimen Feste, Museen und Sammlungen, historischen Schiffe, Museumshäfen und -werften, Landanlagen wie Häfen, Gebäude, Kanäle, Brücken, Schleusen, Wasserbauwerke und Leuchtfeuer, über Mahn- und Ehrenmale, „Votivschiffe“, Kirchen und Friedhöfe bis hin zu Fähren und Besonderheiten. Alle Hinweise sind am Ende über ein Register zu erschließen. Auch das Register folgt der Alphabetisierung nach Orten. Die Auflistung im Anhang zeigt eindrucksvoll, welche große Vielfalt an maritimer Kultur das Land Schleswig-Holstein zu bieten hat und es ist gut, dieses Angebot in einem Führer zusammengefasst in der Hand halten zu können. Der maritim interessierte Schleswig-Holsteiner oder Schleswig-Holstein-Besucher sollte es bei Fahrten durch das Land unbedingt immer in der Tasche haben – und dem kommt das Format zweifellos entgegen.

Stefanie Janssen

Hans-Peter Petersen/Sandra Scherreiks: Mühlengeschichte Dithmarschens. Heide (Boyens Buchverlag) 2006, herausgegeben vom Verein für Dithmarscher Landeskunde e.V., 488 S., 256 z. T. farb. Abb.

Vor der Entdeckung neuerer Energieformen gehörten Wasser- und Windmühlen allerorten zum typischen Landschaftsbild. Besonders zahlreich waren sie in Dithmarschen, weil die frühere politische Sonderstellung dieses Landesteils die Gründung zahlreicher Müllereien begünstigt hatte. Mit der vorliegenden umfangreichen Publikation liegt nun erstmals eine umfassende Darstellung der Dithmarscher Mühlengeschichte vor.

Grundlage der Veröffentlichung ist die umfassende Sammlung des Mühlenforschers Hans-Peter Petersen. Petersen wurde 1927 geboren und war Buchhändler in Hamburg. Seine Freizeit widmete er jedoch den Mühlen. Sammelte er zunächst

Materialien zum Mühlenwesen in ganz Schleswig-Holstein und Hamburg, konzentrierte sich seine Recherche wegen seiner familiären Beziehungen zu Dithmarschen schließlich auf die dortige Region. Hier sammelte er über 30 Jahre eine Fülle an Material. Über seine Recherchen hielt Petersen zahlreiche Vorträge, außerdem veröffentlichte er Aufsätze und 1969 das „Schleswig-Holsteinische Windmühlenbuch“. Sein Ziel, ein umfassendes Werk über die Mühlen Dithmarschens zu schreiben, konnte er jedoch nicht mehr verwirklichen. Er starb 2002 und vererbte sein umfangreiches Mühlen-Archiv an den Verein für Dithmarscher Landeskunde.

Für die wissenschaftliche Aufarbeitung des Materials beauftragte der Verein Sandra Scherreiks. Drei Jahre beschäftigte sich die promovierte Volkskundlerin in Zusammenarbeit mit der Mühlenarbeitsgruppe des Vereins intensiv mit Petersens Nachlass. Anschließend reichten sich im Depot des Meldorfer Landwirtschaftsmuseums 150 alphabetisch nach Orten sortierte Archivkartons. In ihnen lagert alles, was Hans-Peter Petersen zu den einzelnen Mühlen eines Ortes sowie zur allgemeinen Mühlengeschichte Dithmarschens, zu Müllern und Mühlenbauern von Ende 1968 bis Ende der 1990er Jahre zusammengetragen hatte: unzählige Kopien von Kontrakten-, Schuld- und Pfandprotokollen, Amtsrechnungen, Konzessionsgesuchen, Volkszählungs- und Gebäudesteuerlisten, Akten zu Brandfalluntersuchungen, Brandversicherungskatastern, Grundbucheinträgen, Baugesuchen, -genehmigungen, -plänen und einzelne Akten über Streitigkeiten zwischen Müllern und der Obrigkeit oder den Einwohnern. Die Unterlagen stammen überwiegend aus dem Landesarchiv Schleswig, aber auch aus den Stadtarchiven in Meldorf und Heide. Hinzu kommen hunderte Zettel mit handschriftlichen Notizen und Abschriften. Petersen sichtete nämlich systematisch Jahrgänge von Zeitungen, um vor allem Verkaufsanzeigen und Konkurs-Bekanntmachungen zu erfassen, aus denen etwas über die Ausstattungen von Mühlen hervorging. Ebenfalls handschriftlich hielt er Gespräche mit Müllern und Familienangehörigen fest. Alle zu einer Mühle gehörenden Informationen wurden schließlich von Petersen auf einer kleinen Schreibmaschine chronologisch geordnet abgetippt. Bei einigen Mühlen umfasst diese Zusammenstellung mehrere hundert Seiten.

Nach der Sichtung und Ordnung bearbeitete und ergänzte S. Scherreiks das umfangreiche Text- und Bildmaterial wissenschaftlich und fasste es schließlich zur vorliegenden prächtig gestalteten „Mühlengeschichte Dithmarschens“ zusammen. Nicht nur die Menge von Petersens Material lässt erahnen, wie viel Arbeit S. Scherreiks in die bemerkenswerte Publikation gesteckt hat. Auch die „persönliche Note“ des Nachlasses bereitete bei der Bearbeitung so manches Mal Kopfschmerzen. Mehr Sammler als Wissenschaftler, vor allem aber im Bewusstsein, das gesammelte Material und den Fundort zu kennen, vermerkte Hans-Peter Petersen häufig

nur unvollständige Hinweise auf die seinen Angaben zugrunde liegenden Akten und die Literatur“ (S. 20). Um dem Anspruch einer wissenschaftlichen Publikation gerecht zu werden, mussten daher in mühevoller Recherche viele fehlende Quellenangaben ergänzt werden.

Die vorliegende Veröffentlichung gliedert sich inhaltlich in vier Teile. Im ersten Teil findet sich neben Vor- und Geleitworten unter anderem des Herausgebers sowie einem Dank der Autorin auch ein „biographischer Essay“ über Hans-Peter Petersen. Vielleicht liegt es ja am Respekt vor Petersens Lebenswerk, dass dieser von Dietrich Stein verfasste Abschnitt ein wenig zu pathetisch daherkommt. Im ersten Teil findet sich auch ein Kapitel, das über den Nachlass Hans-Peter Petersens und über die Aufbereitung des Materials berichtet. Anschließend informiert ein größerer Abschnitt über Mühlenzwang und -freiheit, über Mühlenbauer in Dithmarschen sowie über die Mühlentechnik.

Daran schließt sich im zweiten Teil eine Darstellung der Mühlen Süderdithmarschens und im dritten Teil eine Aufführung der Mühlen Norderdithmarschens an. Beide Teile sind jeweils nach alten Kirchspielorten geordnet. Flüssig formuliert und illustriert mit zahlreichen historischen und aktuellen Abbildungen wird die Geschichte der einzelnen Mühlen sowie deren Technik anschaulich dargestellt. Dazu gehören auch die durchaus üblichen „Umzüge“, die zahlreiche Mühlen über sich ergehen lassen mussten. So kam die Holländermühle Anna, die seit 1904 in Süderhastedt stand, ursprünglich aus Fissau, wo sie um 1803 errichtet worden war (S. 171). Und Teile des Heider Gallerieholländers „Grothmühle“ auf Lüttenheid wurden 1920 sogar nach Pilkallen ins damalige Ostpreußen verkauft (S. 259). Viele Mühlen wurden aber am Ende ihrer Zeit einfach abgebrochen bzw. umgestoßen oder brannten noch während ihrer Nutzung ab. „Feuer in der Mühle“ zieht sich nicht nur in Dithmarschen wie ein roter Faden durch die Mühlengeschichte. Soweit es das Material zuließ, werden immer wieder auch die Müller und ihre Familien, die Müllergehilfen und die Mühlenbauer vorgestellt.

Den letzten Teil umfasst ein umfangreicher Anhang. Neben einem Literaturverzeichnis, den üblichen Registern und einem Glossar finden sich hier auch Übersichten zu den verschiedenen Mühlentypen und zu den Mühlennamen in Dithmarschen. Außerdem sind die Vorträge und die Schriften von Hans-Peter Petersen festgehalten sowie eine allgemeine Bibliographie zum Mühlenwesen Schleswig-Holsteins.

Die vorliegende Publikation ist nicht nur „Mühlensfans“ durchweg zu empfehlen. Während sich viele herkömmliche Mühlenbücher ausschließlich mit der Technik dieser Bauwerke beschäftigen oder als Bildbände in romantisch verklärten Betrachtungen verlieren, liegt mit diesem Werk nicht nur eine umfassende und detaillierte „Mühlengeschichte Dithmarschens“ vor, sondern auch eine volkscundliche Regional-

studie, die wertvolle Erkenntnisse über diejenigen Menschen liefert, deren Leben untrennbar mit dem Mühlenwesen verknüpft war.

Astrid Paulsen

Brigitta Seidel: Unterm Reetdach, mit Fotografien von Günter Pump (= Schönes Schleswig-Holstein. Kultur – Geschichte – Natur). Husum (Husum Druck- und Verlagsgesellschaft) 2007, 64 S., zahlr. Farbbabb.

Der Titel „Unterm Reetdach“ ist vielleicht etwas missverständlich, denn es geht nicht darum, was unter dem Dach im Haus geschieht, sondern es geht um das Reet selbst. Reet wird seit etwa 6000 Jahren als Baumaterial verwendet, und das Reetdach gilt heute vielen Menschen als Inbegriff traditioneller Bauweisen, oft verbunden mit einem gewissen Maß an romantischen Vorstellungen vom gemütlichen und geborgenen Wohnen. Ganz offensichtlich wecken mit Reet gedeckte Dächer vor allem Phantasien von einem ländlich-idyllischen Leben. Brigitta Seidel nimmt dies als Ausgangspunkt, um das Reet und seine Bedeutung im Hausbau näher zu betrachten. Die biologischen Merkmale der Pflanze und ihre Wachstumsbedingungen, Produktion und Verwendung des Reets und seine Geschichte als Baustoff werden ebenso angesprochen wie die aktuellen Diskussionen um die in den letzten Jahren nachlassende Qualität dieses Bedachungsmaterials. Hinzu kommen Hinweise auf Sprichwörter, Redewendungen und populäre Glaubensformen, die sich an das Reet bzw. das Reetdach und seine Bestandteile anknüpfen. Hervorgehoben wird dabei der Giebelschmuck mit geschnitzten Pferdeköpfen oder Speißen aus Holz und Eisen, aber auch zum so genannten Eulenloch, zum „Friesengiebel“, zum Storchennest und zum Dachhauswurz als Firstbepflanzung finden sich einige Bemerkungen. Ausführlicher geht Frau Seidel auf die praktischen Aspekte des Umgangs mit Reet ein. Das natürliche, an sumpfige Wiesen, See- und Flussufer gebundene Vorkommen der Pflanze in Schleswig-Holstein deckte bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg den heimischen Bedarf im Wesentlichen ab. Einerseits ging zwar das Reetaufkommen mit der Trockenlegung von Feuchtgebieten schon länger zurück, andererseits reduzierte sich aber auch die Nachfrage seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, weil andere Bedachungsmaterialien, wie zum Beispiel Dachpfannen, Teerpappe und Schiefer, aus Kostengründen und wegen der geringeren Brandgefahr zunehmend bevorzugt wurden. Heute stammen nur noch rund 10 Prozent des in Schleswig-Holstein benötigten Reets aus der hiesigen Produktion, 90 Prozent kommen aus dem östli-

chen Europa und der Türkei. Mit dem so genannten Chinagrass wird neuerdings auch chinesische Ware verstärkt angeboten. Bei der Ernte haben spezielle Mähmaschinen die Handarbeit mit Sense, Sichel oder Reetschieber verdrängt, während das Reetdachdecken nach wie vor unter Einsatz seit Jahrhunderten bekannter Geräte von Hand geschieht. Zur Befestigung des Reets auf den Dachsparren werden dabei die verschiedenen Techniken des Bindens, Nähens und Schraubens angewendet. Der First wurde traditionell und je nach Region durch Grassoden, Heideplaggen oder Heidekraut abgedichtet und gesichert, was bis heute verbreitet ist. Im Lauf des 20. Jahrhunderts sind jedoch Firstabdeckungen aus Blech, Kunststoff, Asbestzement und Kupfer hinzu gekommen, eher selten ist der First dagegen mit Dachziegeln bedeckt. Das Handwerk des Reetdachdeckers, auf das Frau Seidel genauer eingeht, ist ein eigenes Fachgebiet, das in den 1960er Jahren zu verschwinden drohte, in den letzten Jahren aber einen Aufschwung erlebt hat. Inzwischen gibt es in Schleswig-Holstein wieder 55 Dachdeckerbetriebe, die sich auf das Reetdecken spezialisiert haben. Auch die einzige überbetriebliche Ausbildungsstätte für Reetdachdecker in Deutschland befindet sich in Schleswig-Holstein, genauer gesagt in Lübeck-Blankensee. Ursache für diesen Aufschwung sind unter anderem die in den letzten 30 Jahren verstärkten Bestrebungen zur Erhaltung und Wiedereinführung der Reetbedachungen durch denkmalpflegerische Maßnahmen im Rahmen von Dorferneuerungen, historischer Ortskernerhaltung und Altbausanierungen. Doch auch das veränderte Bewusstsein von Teilen der Bevölkerung in Bezug auf ein ökologisch sinnvolles Bauen, „die Rückbesinnung auf natürliche Baustoffe“ (S. 27), spielt dabei eine wichtige Rolle – ein enormer Wandel, wenn man bedenkt, dass das Reetdach noch vor nur etwa 50 Jahren weithin als Dach der ärmeren Landbevölkerung, der Tagelöhner und Kleinbauern galt, also keine hohe Wertschätzung genoss, und die Reetdachdeckerei als aussterbender Berufszweig betrachtet wurde.

All das beschreibt Brigitta Seidel in flüssigem Stil und anhand anschaulicher Fotografien. Ihr Text gibt einen kurz gefassten, aufs Wesentliche gerichteten Überblick und enthält darüber hinaus ein nützliches Verzeichnis der „Geräte und Werkzeuge“ (S. 63), die bei der Arbeit mit Reet eingesetzt werden. Die Ausführungen zu manchen abergläubischen Vorstellungen, etwa zu den Pferdeköpfen als Giebel schmuck, hat Frau Seidel überwiegend zurückhaltend und mit Vorsicht formuliert, sind aber meiner Meinung nach nicht genügend abgesichert. Ob die Ursprünge dieser Schmuckformen und ihrer Bedeutungszuschreibungen wirklich bis in germanische Zeiten zurückreichen, ist zu bezweifeln, denn soweit wir aus den einschlägigen Quellen wissen, handelt es sich dabei um eine Verzierung, die in Schleswig-Holstein erst seit dem 16. Jahrhundert in einzelnen Fällen belegt ist und in der

folgenden Zeit dann allgemeine Verbreitung fand. Hinweise zur verwendeten und zur weiterführenden Literatur werden leider nicht gegeben.

Nils Hansen

Tuch + Technik. Leben und Weben in Neumünster; hg. von der Stiftung Museum, Kunst und Kultur der Stadt Neumünster. Neumünster (Wachholtz Verlag) 2007, 141 Seiten, zahlr. Abb.

Anlässlich der Eröffnung des Museums *Tuch + Technik Textilmuseum Neumünster*, welches auf fast 2000 Quadratmetern Fläche „die Stadtgeschichte ebenso wie die industrielle Entwicklung [...] für die Gegenwart und Zukunft bewahren“ will, entstand im Oktober 2007 die vorliegende lesenswerte und farbenfrohe Publikation. Sabine Vogel, die Museumsdirektorin, betreute Konzept und Redaktion des Katalogs, als weitere AutorInnen bzw. redaktionelle Assistenten fungierten Thomas Kronenberg, Karin Ruhmöller und Astrid Schweppe.

Im Katalog werden – nach diversen Grußworten und der Einleitung Vogels – in sieben Kapiteln historische Stationen von der Frühzeit bis in die Gegenwart besprochen. Begonnen in der Frühgeschichte und dem Mittelalter bis 1127 (S. 12-23) folgen hohes und spätes Mittelalter mit früher Neuzeit (S. 24-45), die Phase der Frühindustrialisierung von 1773 bis 1866 (S. 46-71), die Zeit des industriellen Höhepunktes, in der Neumünster als das „Manchester Holsteins“ galt (S. 72-97), sowie die Geschichte Neumünsters im Nationalsozialismus (S. 98-111). Abschließend geht es um die Entwicklungen nach 1945 bis heute (S. 112-129) sowie zuletzt um die Frage nach der zukünftigen Stadtidentität, jenseits der Dominanz industrieller Produktion (S. 130f.).

Laut Vogel besteht die Ausstellung selbst aus drei Erzählfäden. Einer davon stellt die Arbeit der Tuchmacher dar und wie aus dem früheren Handwerk ein Industriezweig wachsen konnte. Ein weiterer Strang behandelt die politischen Umstände und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen, und ein dritter erzählt vom Alltag der Menschen in Neumünster. Alle drei Erzählfäden finden sich auch im Katalog wieder, sie sind ineinander und entlang der Stadtgeschichte geflochten, berichten von Tuchherstellung in Handarbeit, mal mit Muskel- und Wasserkraft, mal durch Pferdestärken und Elektrizität. Die ersten Kapitel beginnen jeweils damit, die Tätigkeiten des Webens und Spinnens entsprechend ihrer Zeit zu erklären. Weiter erzählt der Band episodenhaft vom Leben inmitten der Moor- und Flusslandschaft, stellt Handwerker-

berufe dar, zeichnet die Entwicklung Neumünsters durch „die Industrie“ nach und versucht, den Alltag während der NS-Zeit nachvollziehbar zu machen.

Mit Fantasie liest sich der gesamte Katalog wie eine Webarbeit: Die historische Entwicklung, die chronologische Dimension, ist der rote und stärkste Faden; an ihm entlang entspinnen sich einzelne „Patterns“ in unterschiedlichen Farben und Stärken und weben auf einer zweiten Ebene die diachrone Dimension ein. Nach und nach werden Fäden, wie z. B. Religion, Berufe, Familie, Wohnen, Vereine bzw. Vereinigungen, Umwelt, Gemeinwesen, Chausseebau und Eisenbahnbau, Freizeit und Verwaltung, eingeflochten, neue kommen hinzu, andere wiederum laufen aus, und so ergeben sich für jede Zeitspanne eigene Muster. Ergänzt und verdichtet wird der Stoff sozusagen durch Farbflecken in Form von kleinen Geschichten jeweils zu Anfang der Kapitel, z.B. „An Mooren und Flüssen. Leben auf der Geest“, „Aufbruch in neue Zeiten. Leben im Industriestandort in dänischer Zeit“ oder „Stadt im Strukturwandel“. Der Katalog wird belebt durch zahlreiche Abbildungen und Fotografien: von musealen Einzelobjekten aus dem Arbeits- bzw. Lebensalltag über Plakate und Grafiken, die bestimmte Arbeitsschritte erläutern, bis hin zu Zeichnungen, Stichen und Landschaftsdarstellungen.

In der Einleitung präsentiert Sabine Vogel ein stimmiges Ausstellungskonzept und macht neugierig auf seine Umsetzung. Die „Ausstellungsstücke aus dem täglichen Leben vergangener Zeit sind so präsentiert, dass sie wie Schauspieler auf einer großen Bühne wirken. Wir haben das Fragmentarische in Szene gesetzt, um die Besucher anzuregen, mit ihren eigenen Erfahrungen und Erinnerungen die Zwischenräume zu füllen. [...] Ein modernes Museum sind wir dann, wenn es uns gelingt, dass jeder Besucher das Museum Tuch + Technik mit anderen Fragen verlässt, als er es betreten hat“. Dass die Besucherinnen und Besucher zugleich auch aktiv Teilnehmende sein dürfen und sollen, wird innerhalb des Museums durch interaktive Stationen der Ausstellung realisiert. Im Katalog bleibt diese Aufgabe dem letzten Kapitel überlassen: Darin wird die heutige Situation der Stadt Neumünster als eine im Wandel begriffene thematisiert, ebenso wie die Situation der Menschen, die dort leben, und mit den LeserInnen ein fragender Blick in die Zukunft riskiert. Gelingt es, die Identitätskrise der Stadt auch als kreative Herausforderung, als Chance zu begreifen, klingt der letzte Satz der Publikation nur noch bedingt pessimistisch: „Doch weder gibt es in Neumünster viele Fabrikschlote noch gibt es viele Arbeiter. Die Stadt muss sich neu (er-)finden“.

Da die Publikation in ihrer Gesamtheit überlegt wirkt, überrascht es, dass doch kleine Nachlässigkeiten auftauchen. Nachdem der Titel vielversprechend vorgibt, Tuch und Technik zum Thema zu haben, fällt zumindest bezüglich der Bildauswahl bereits bei flüchtigem Blättern auf, dass kaum „Tuch“ zu sehen ist; in der Publikati-

on bleibt der Eindruck also verkürzt in Richtung dessen, was genau in Neumünster einst produziert worden ist. Daraus lässt sich leider auch nicht schließen, ob das Museum selbst mehr Wert auf diese Komponente legt. Zudem bleibt unbeantwortet, welcher Bezug zwischen Katalog und Museum bestehen soll. Durch das Museum zu führen, kann der Band wohl nicht beanspruchen wollen, da weder die Architektur noch der Aufbau des Museums bzw. der Ausstellungen Berücksichtigung finden und abgebildete Objekte nicht mit einem Standorthinweis versehen sind.

Allerdings ist es der Charakter der Publikation, sowohl vertiefend als auch anregend zu sein. Erfreulich ist in diesem Zusammenhang die ausführliche Bibliographie am Ende des Buches, die aus zahlreichen – ergänzenden bzw. weiterführenden – Literaturhinweisen zu jedem Kapitel des Katalogs besteht. Was insgesamt also durchaus gelingt: Der Katalog macht neugierig auf einen Besuch des neuen Textilmuseums.

Sabine Werthmann

Sabine Weißler (Hg.): Mein Orange. Mehr als eine Generationenfarbe. Marburg (Jonas Verlag) 2006, 78 S., zahlr. Abb.

Ein orangefarbenes Telefon mit Wählscheibe zielt den ebenfalls orange gehaltenen Buchumschlag und spricht eine affine Leserschaft schon von Ferne an. In weißen Lettern steht „Mein Orange“ auf dem Titel zu lesen. Das macht neugierig, zumal der Jonas Verlag sich mittlerweile einen Namen mit pfiffigen, quer gedachten Publikationen gemacht hat.

Im vorliegenden Buch jedenfalls arbeiten sich neun Autorinnen und Autoren in acht Aufsätzen an der Farbe Orange ab, die sich – wie es das Vorwort anmerkt – wie ein „unordentlich gewickelter Faden“ durch die gut 80 Seiten an Text- und Bildmaterial spinnt.

In der Tat fällt besonders die Inhomogenität der zusammengestellten Texte auf, nicht nur thematisch, auch sonst. Mehrere Aufsätze, die Orange vor allem als Ausdruck des Lebensgefühls der 1960er und 1970er Jahre und der derzeit immer noch laufenden „Retrowelle“ sehen, umrahmen dabei drei Texte, die mehr die historisch-politische Seite der Farbe in den Blickpunkt rücken wollen. Diese inhaltliche Klammer erscheint etwas gewagt und glückt leider auch nicht vollends.

Dabei sind einige durchaus gelungene Aufsätze in diesem Buch versammelt: Marion Godau z.B. beschreibt in einer guten Zusammenfassung den Triumphzug der Farbe Orange im Produkt-, Industrie- und Möbeldesign der 1960er und 70er

Jahre, wobei sie auch die kulturellen und sozialen Veränderungen der Zeit in ihre Beobachtungen miteinbezieht. Sehr farbig geschrieben sind auch die Texte von Katja Tichomirowa und Thomas Rogalla. Erstere erzählt in lebendiger Weise von der sogenannten „oranigen Revolution“ in der Ukraine des Jahres 2004, während letztgenannter eine laufende Imagekampagne der Berliner Stadtreinigung vorstellt, die seit 1999 erfolgreich für das Unternehmen wirbt.

Ebenfalls sympathisch der Beitrag von Herausgeberin Sabine Weißler, die ihre eigene – orangefarbene – Jugendzeit Revue passieren lässt und so dem Buchtitel „Mein Orange“ durch ihre autobiografische Sichtweise durchaus gerecht wird. Ralf Sotscheck hingegen bezieht sich nur punktuell auf die Farbe Orange und beschreibt in einem nachdenklichen Artikel die Spannungen zwischen Protestanten – und hier speziell dem Oranierorden – und Katholiken in Nordirland.

Weniger ansprechend ist indessen der Aufsatz von Paul Stoop, der umständlich und weitschweifig die Genese der Farbe Orange zur Nationalfarbe der Niederlande zu erklären versucht und dabei die Leser unnötig mit Genealogie und bemühter Witzigkeit quält, etwa wenn er schreibt: „Im Jahr 1124, also noch vor Einführung der Eigenheimzulage ...“.

Auch Harald Martenstein erreicht nicht die Schlagkraft seiner geschätzten Zeitkolumnen, wenn er über Retrowellen und deren tieferen Sinn philosophiert. Kompletter Überflüssigkeit schließlich der Beitrag von Brigitte Glenk und Christian Hansen.

So ist es am Ende eigentlich schade, dass der Sammelband nicht ganz das einlösen kann, was das Buchcover verspricht. Denn auch wenn Orange 1989 als die unbeliebteste Farbe der Deutschen galt: Meine Sympathie hat sie!

Guntram Turkowski